No. 41. Jahrgang IV. Berlin, 11. Oktober 1895.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Zu den Repräsentantenwahlen in Berlin.

I.

Der Zeitpunkt für die Wahlen zur Repräsentanten-Versammlung der Berliner jüdischen Gemeinde ist nahegerückt. Zehn Repräsentanten scheiden ordnungsmäßig aus, fünfzehn Mandate von Stellvertretern kommen zur Erledigung.

Von dem Ergebnis der Wahlen wird es abhängen, welche Entwickelung die Verwaltung unserer Gemeinde einschlagen soll.

Unseren anhaltenden Bemühungen, unseren unausgesetzten Mahnungen ist es gelungen, für manche Beschwerde Abstellung zu erwirken, manchen Schaden zu beseitigen. Wir haben die Errichtung neuer Religionsschulen, die Vermehrung der Andachts-Gelegenheiten, die Einführung des Jugendgottesdienstes erzielt.

Deß dürfen wir froh sein; aber zur Befriedigung fehlt uns der Grund; denn was noch aussteht, ist ungleich mehr und ungleich bedeutsamer, als was wir erlangt haben, und das Erlangte selbst ist nicht gesichert, wenn die bevorstehende Wahl nicht auf Männer fällt, die in unserem Sinne mit Hingebung und Eifer thätig sein wollen.

Nicht ohne Beschämung denken wir daran, daß es erst unserer Agitation bedurft hat, um die Gemeindeverwaltung zu veranlassen, die gottesdienstlichen Veranstaltungen zum mindesten für die hohen Feiertage an schicklichen Stätten zu treffen. Man entschloß sich erst unter unserem Drängen, solche Gebetsstätten in größerer Zahl einzurichten, während man Jahre hindurch mit einer einzigen auskommen zu dürfen geglaubt hatte. Doch bis zur Stunde sind die Aufwendungen nach Zahl und Umfang unzureichend, bis zur Stunde ist es ein Gewerbe geblieben, Gebetsversammlungen einzurichten und aus dem Andachtsbedürfnis der Gemeindemitglieder Gewinn zu ziehen. So wird dem Heiligen selbst das Profane angeheftet, der Gottesdienst mit der Spekulation verknüpft, die Andacht gleichsam auf dem Wege der Submission befriedigt. Freilich sind diese privaten Veranstaltungen noch besser als keine Veranstaltungen; aber für die Gemeinde Berlin, die größte Deutschlands, ist es ein Makel, daß sie die Erfüllung ihrer unzweifelhaften Pflicht dem Geschäftssinn Privater zur Ausbeutung überläßt. Noch jüngst waren vierundzwanzig solcher Unternehmungen in den öffentlichen Blättern angekündigt. Die Ankündigungen, oft genug schon in der Form anstößig, kehren alljährlich wieder — ein Beweis, daß die Unternehmer dabei ihre Rechnung finden; ein Beweis zugleich, daß die Gemeinde nicht einmal eine finanzielle Last auf sich nehmen würde, wenn sie in dieser Beziehung thäte, was ihr obliegt.

Selbstverständlich sind auch diese „fliegenden“ Andachtsstätten, wenn der Ausdruck gestattet ist, nur als Notbehelf für die hohen Festtage zulässig.

Nie wäre es zu der Synagogen-Not gekommen, die wir beklagen, wenn nicht die Neigung zu Prunkbauten mit kostspieligem Dienst die Befürchtung hervorgerufen hätte, daß die Vermehrung der Synagogen die Steuerlast für die Gemeinde-Mitglieder ungebührlich erhöhen würde. Wir haben an den vorhandenen Prunksynagogen genug, wir verlangen nur Andachtsstätten von würdig-einfacher Ausstattung. Wenn Kirchenbauten mit hohen Türmen und Plätzen für 1200 Personen mit einem Aufwand von weniger als dreimalhunderttausend Mark sich herstellen lassen, so muß eine erheblich kleinere Summe für einen Synagogenbau ausreichen, der 1500 Betenden Raum gewährt. Vier solche Gotteshäuser, räumlich angemessen verteilt, im Westen jenseits des Leipzigerplatzes, im Süden zwischen Oranien- und Andreasplatz, im Norden zwischen Schönhauser-Allee und Chausseestraße, endlich im Stadtteile Moabit sich erhebend, würden zusammen nicht so viel Kosten verursachen wie eine der bestehenden Luxus-Synagogen und einer vielfachen Anzahl von Andächtigen Gelegenheit zu gemeinsamem Gebet bieten. Unter allen Umständen muß es das Ziel bleiben, daß die Kultus-Gemeinde allen ihren Mitgliedern alle erforderlichen Kultus-Einrichtungen zur Verfügung stellt.

Es würde kaum nötig sein, deswegen die Gemeinde-Steuern zu erhöhen. Sobald dafür gesorgt wird, daß alle Steuerpflichtigen und Steuerfähigen auch thatsächlich angemessene Beiträge leisten — wozu eine Reform des dezentralisierten Einschätzungsverfahrens nach kommunalem Muster sich empfehlen würde — wird die seitherige Steuerquote sich als ausreichend erweisen. Ein großer Gewinn wäre es dabei, daß die Separatgemeinden, deren Vorhandensein die Gefahr einer Vorbereitung zur Trennung in sich birgt, ihre Existenzberechtigung verlören und damit die Doppelbesteuerung aufhörte, die darum nicht weniger eine Last ist, weil sie scheinbar freiwillig übernommen wird.

Wie sehr es in unserem Programm liegt, die Einheitlichkeit der Gemeinde zu erhalten und zugleich allen verschiedenen Richtungen innerhalb der Gemeinde zu ihrem vollen Recht zu verhelfen, das soll in den ferneren Erläuterungen dargethan werden, aus denen erhellen wird, daß wir „gleiches Recht für Alle“ nicht blos mit den Lippen proklamieren, daß wir „gleiches Recht für Alle“ aufrichtigen Herzens anstreben.

Central-Verein für die Interessen der jüd. Gemeinde in Berlin.

* * *

Unser Programm.

Der Central-Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde in Berlin stellt für die bevorstehenden Wahlen zur Repräsentanten-versammlung folgende Forderungen auf: 1. Errichtung je einer einfachen, würdigen Synagoge für den Westen jenseits des Leipzigerplatzes, für den Südosten zwischen Oranienplatz und Andreasplatz, für den Norden zwischen Schönhauser-Allee und Chausseestraße, für den Stadtteil Moabit. 2. Dem Bedürfnis und dem Wachstum der Gemeinde entsprechend, Veranstaltungen für die hohen Feiertage zur völligen Beseitigung der in gewerblicher Absicht von Privaten eingerichteten, meist unwürdigen, das Judentum erniedrigenden Gottesdienste. 3. Entschiedene Bekämpfung aller Bestrebungen, die darauf hinzielen, die hebräische Gebetssprache aus den Gotteshäusern gänzlich zu verbannen, und den Sabbat auf den Sonntag zu verlegen. 4. Gleichstellung der jüdischen Schüler bezüglich des Religionsunterrichtes mit denjenigen anderer Konfessionen. Erteilung von Religionsunterricht an sämtlichen Schulen durch hierzu qualifizierte Lehrer. Einheitlicher, von den Gemeindebehörden festzusetzender Lehrplan und Beaufsichtigung des Unterrichts durch vom Gemeindevorstand zu bestellende Schulinspektoren. 5. Heranziehung sämtlicher, bisher noch nicht besteuerten, jüdischen Einwohner zur Gemeindesteuer durch Einschätzungskommissionen in den verschiedenen Stadtteilen, entsprechend den städtischen Einrichtungen, wodurch eine Entlastung der jetzt zahlenden Mitglieder herbeigeführt wird. 6. Geheime Wahl zur Repräsentanten-Versammlung. Beseitigung der bisherigen Listenwahl, nach welcher jeder Wähler 25 bis 26 Kandidaten nominieren soll. Einteilung der Wahlberechtigten in 5 Wahlkreise: jeder Wahlkreis hat 5 bez. 6 Repräsentanten bez. Stellvertreter zu wählen. 7. Wahrung unserer staatsbürgerlichen Rechte und energische Abwehr der gegen unsere Religion gerichteten Angriffe.

In eigener Sache.

Der vorliegenden Nummer unsrer Wochenschrift, die, wie einige ihrer Vorgängerinnen, die Reise durch Berlin antritt, gestatte man uns ein kurzes Geleitwort mit auf den Weg zu geben:

Die ernste jüdische Publizistik der Gegenwart, — die Publizistik nämlich, die ihre Thätigkeit nicht als ein Geschäft, sondern als einen Beruf auffaßt, — befindet sich in permanentem Kriegszustande. Sie kämpft unausgesetzt nach außen und nach innen: — nach außen gegen den immer mächtiger werdenden Feind unsrer Gemeinschaft, nach innen gegen die erschreckliche Versumpfung unsres Gemeindelebens.

Diese Auffassung publizistischer Pflichten hat uns allezeit geleitet; von dieser Auffassung publizistischer Pflichten werden wir uns auch in Zukunft leiten lassen, unbekümmert um Gönner und Gegner.

Wem dieses schlichte Programm genügt, und wer Freund ist eines Blattes, das kein — Blatt vor den Mund nimmt, der wolle unsre Wochenschrift halten und lesen.

Bestellungen nimmt unsre Expedition, Gr. Hamburgerstraße 21, entgegen.

Einzelexemplare zum Preise von 20 Pf. sind in allen Bahnhofsbuchhandlungen in Berlin zu haben.

Redaktion und Verlag der A. J. W.

Unsere Taktik.*)

Von Dr. S. Bernfeld.

Ich habe in den letzten Tagen eine eigentümliche Erfahrung gemacht. Als ich in meinem letzten Artikel einen Feldzug gegen Mendelssohn, dessen Person und schriftstellerische Thätigkeit mir, wie ich bereits hervorgehoben, durchaus sympathisch sind, als ich nun den Feldzug gegen die Legende Mendelssohn unternahm, war ich mir der Tragweite meiner Handlungsweise wohl bewußt und erwartete nichts anderes, als daß meine Worte und meine Ausführungen in vielen Kreisen Anstoß erregen werden. Man trennt sich in der Regel nicht gern von alten, im Laufe der Zeit liebgewordenen Sachen, nicht einmal von einem alten Schlafrock, geschweige denn von Ideen und Gedanken, die man bisher als unumstößliche Wahrheiten verehrt hat. Eine „Verwertung" der Begriffe ist keineswegs so leicht, wie es den Anschein hat. Ich fürchtete daher, wegen meiner Ketzereien Strafe zu erleiden und machte mich darauf auch gefaßt. Gesteinigt werden — ist ja ein herrlicher, biblischer Tod! Aber von alldem traf nichts ein; den Mendelssohn ließen sie mir ruhig; aber daß ich nebenbei und ohne Absicht, — denn niemals könnte ich die Geschmacklosigkeit begehen, mich mit jedem faden Gesellen direkt zu befassen, — auch einen Stern kleinster Größe gestreift habe — das schien unverzeihlich zu sein.

Nun denn, ich will wiederum ein Bekenntnis ablegen; der Leser soll mich ganz und ohne jede Verstellung kennen. Wenn ich gesehen hätte, daß meine Worte überall Zustimmung und Beifall gefunden, so hätte ich vor allem den ganzen Feldzug für überflüssig gehalten, denn es wäre doch die reinste und unverzeihlichste Zeitverschwendung gewesen, das zu sagen, was bereits die Spatzen vom Dache pfeifen; ferner, und man möge mir die Aeußerung verzeihen, wäre ich in diesem Falle gegen mich selbst sehr mißtrauisch geworden, denn das ist keine Wahrheit, die sofort Zustimmung und Anerkennung findet; das bringt keine geistige Bewegung und kein frisches Leben, was sofort und ohne jeden Widerspruch hingenommen wird. Nein, sehr geehrter Leser, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so wollen wir sofort einen im beiderseitigen Interesse liegenden Pakt abschließen: ich schreibe, was mir mein Verstand und mein ehrliches, für unsere Sache fühlendes Herz diktiert, und Du — in der Ehe, im Gedicht und sonst in einem Buche duzt man sich vertraulich — ärgerst Dich über mich oder zollst mir Beifall, je nachdem Du es für geraten findest. Nur dürfen wir uns gegenseitig nicht stören; ich muß fortfahren, so zu schreiben, wie es mir ums Herz ist, und ich gedenke dies zu thun, bis

*) Dieser Aufsatz wie der Aufsatz „Die drei Moses" in der vor. Nr. bilden die Fortsetzung der unter dem Kollektivtitel „Unsere Kultur" begonnenen Artikelserie. Red.

mir die Spalten dieses Blattes geschlossen werden, oder, wenn das Schicksal es will, daß mir die Feder aus der Hand fällt — und Du sollst nichts ungeprüft hinnehmen. Aergere Dich zuerst darüber, das schadet nichts, und soll, wie mir gesagt wird, zu guter Verdauung beitragen; bei kalter, ruhiger Ueberlegung wirst Du doch denken, ganz unrecht hat der Mann denn doch nicht, und schließlich sind wir einig und gute Freunde geworden, und dann kann die Freundschaft von Dauer sein, was ich meinerseits mit Freuden sehen würde. —

Also wir wollen zuerst eine prinzipielle Frage erörtern: Ist es opportun und „zeitgemäß“ in der gegenwärtigen so bewegten Zeit Fehler und Schäden der Judenheit offenherzig und öffentlich zu besprechen, oder verlangt es unsere Pflicht, zu schweigen, wo der Tadel angebracht wäre? Diese Frage richtig zu beantworten, erheischt erst uns zuvor klar darüber werden, was wir denn eigentlich bezwecken. Mein Lieblingsschriftsteller S. D. Luzzatto führt in einem seiner herrlichen Briefe den Gedanken aus, daß alles Unheil der Menschheit davon stamme, daß in der Regel S e i n und S c h e i n verwechselt werden. Wenn das Judentum von außenstehenden Feinden angegriffen wird, so ist dies nur eine scheinbare Schädigung unserer Sache; denn in Wahrheit schmerzt es uns nur momentan, während wir uns dann zusammenthun und uns eng an einander schließen, was wir sonst nicht gethan hätten. Andererseits ist es nur Schein, wenn dir, Israel, stets Lobhymnen vorgesungen werden: alles sei in bester Ordnung, du, jüdischer Stamm, seiest fehlerfrei, und derjenige, der dich tadelt, wolle dich nur ärgern, an dir nur sein Mütchen kühlen. Liebte ich nicht meine Stammesgenossen, ich würde entweder schweigen oder schreiben wie all die jammervollen Lobhudler, die dem Judentum zum Schein nützen wollen, es aber in Wahrheit verderben.

Was sagen denn unsere Gegner, wenn sie die Vorwürfe lesen, welche von unserer Seite erhoben werden? Sagen wir etwa, oder denken wir es, daß die Juden ein minderwertiger Menschenschlag seien, daß unter ihnen verhältnismäßig weniger Edelmut, weniger Sinn für das Gute und Edle und weniger Streben nach Humanität vorhanden sei, als unter den anderen Konfessionen? Hier handelt es sich um rein jüdische Fragen; wir sagen: Ihr Juden erfüllt durchaus eure Pflicht als M e n s c h e n und B ü r g e r; aber ihr thut es nicht als J u d e n. Wo soll da der Angriff auf das Judentum liegen? Ich gestehe gern zu, daß die Juden in der letzten Zeit durch ungerechte Angriffe empfindlich geworden sind und vor jedem Luftzug fürchten; aber lassen wir doch diese weibische Nervosität und seien wir Männer! Bemerken wir wunde Stellen an unserem Organismus, nun, dann frisch die Hand daran legen, die Wunde ausdrücken, auswaschen; ist eine ätzende Flüssigkeit nötig, um angesammelten Schmutz zu entfernen, nun, auch dies muß ertragen werden. Wir verhüten damit eine Blutvergiftung und erhalten den Organismus gesund. Das wäre kein gewissenhafter Arzt, der merkt, daß sein Patient eine wunde, krankhafte Stelle an seinem Körper hat und sich denkt: nein, ich sage es ihm nicht, denn mein Patient hört es nicht gern und schließlich entläßt er mich und ich verliere mein Honorar, — und über solches Bedenken verlöre der arme Patient sein Leben. Nein, lieber Leser, schlimmsten Falls werde ich von Dir entlassen; aber das kann mich nicht abhalten, vorläufig gewissenhaft meine Pflicht zu erfüllen.

Ich habe gegen meinen Willen und ohne Absicht eine lokale Frage der Berliner jüdischen Gemeinde berührt, wodurch ich ebenfalls auf einer Seite Anstoß erregt habe. Nun, ich habe es nicht beabsichtigt; ist es aber doch geschehen, so weine ich darüber nicht. Nach Beifall habe ich nie gegeizt, und nachdem ich das gesagt, was ich zu sagen für meine Pflicht gehalten, kommt es mir nicht im mindesten darauf an, was man davon hält. Ach, Frau Nachbarin, meinte Frau Müller, wenn sie gestern nur meinen Mann zum Bürgermeister gewählt hätten; die halbe Stadt hätte ihre Freude daran gehabt. — Nun, antwortete Frau Schulze, jetzt hat die a n d r e halbe Stadt ihre Freude daran. Wir Juden erkennen niemanden als unfehlbar an, am allerwenigsten dürfen „liberale“ Männer einen solchen Glauben beanspruchen. Ich habe alles im Judentum der strengsten Kritik unterzogen, und vor irgend einem „liberalen“ Verein sollte ich Halt machen?!

Und nun habe ich doch einen Vorzug, daß ich das verteidige, was vorhanden ist, was sich bewährt hat, während die anderen nur Zukunftsmusik blasen, gegen die ich mich immer skeptisch verhalte. Nichts in der Geschichte ist willkürlich und zufällig, sondern nach einem ewigen Gesetz entwickelt; die Geschichte hat ebenso Experimente gemacht wie die Natur, bis sie etwas Dauerndes geschaffen hat. Ich habe mein gutes Recht, zu behaupten, das Judentum kann nur so bleiben, wie es sich bisher durch Jahrhunderte erhalten hat; ich habe für mich die Erfahrung. Ihr, die ihr das Gegenteil behauptet, seid mir den Beweis schuldig; ich habe das Recht ihn zu prüfen, finde ich ihn nicht stichhaltig und ausreichend, so verwerfe ich ihn rundweg und keine Autorität in der Welt soll mich daran hindern.

Na, ich will etwas verraten. Ich habe im Laufe dieses Sommers einem guten Freunde zulieb und weil mir mitunter auch Langeweile ärztlich verordnet ist, gewisse Versammlungen besucht, bescheiden im Hintergrunde stehend und an der Debatte mit keinem Worte teilnehmend. Soll ich aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß die Debatten mich keineswegs bescheiden machen konnten, und trotzdem ich schmerzlich den Niedergang des Judentums seit Jahren beobachte, habe ich mir eine günstigere Vorstellung von der ganzen Angelegenheit gemacht, und oft war ich versucht, gegen mich selbst zu polemisieren, und die Sache nicht so schal und fade ausarten zu lassen. Schließlich ist man doch berechtigt, etwas anderes als Wiedergekautes vorgesetzt zu bekommen. Das öffentliche Leben braucht nicht immer rituell zu sein; und wenn wir das Wiederkäuende sonst für „rein“ halten und bei Tisch bevorzugen, im geistigen Leben stehe ich nicht auf diesem streng orthodoxen Standpunkt.

Lassen wir die Scherze! Ich frage mich täglich, wofür ich mir den Bart zupfen und gefallen lassen muß, als „Jude“ ein Bürger zweiter Klasse zu sein. Manches Mal werfe ich einen Blick auf das blasse, nervöse Gesichtchen meines Kindes und mit tiefem Schmerz denke ich: Armes Kind, du wirst kämpfen und leiden müssen. Das Judentum, wofür es zu kämpfen und zu leiden haben wird, darf aber kein Leichnam sein, sondern das, was es vor hundert Jahren gewesen und für welches unsere Vorfahren mit Freude ihr Leben gelassen. Und mögen alle Streiter männlichen und weiblichen Geschlechts meine Ausführungen als anmaßend finden — nun, auf dem Altar der Liebe zu meinem Stamme kann ich auch dieses Opfer bringen.

Antisemitische Vorwürfe.

Von einem germanisierten Talmudjuden.*)

I.

Unehrlichkeit ist ein schwerer Vorwurf, der den Juden gemacht wird, und der so häufig wiederholt worden ist, daß man ihn kaum noch beweisen zu müssen glaubt. Er ist ein Axiom. Aber solchen Axiomen gegenüber, welche ganzen Volksstämmen gewisse Tugenden oder gewisse Fehler zuschreiben, ist der größte Skeptizismus angebracht. Gewiß hat jedes Volk, jeder Stamm seine Eigentümlichkeiten. Nur soll man sich sehr hüten, einem ganzen Volksstamme eine Vorliebe für Verstöße gegen die Hauptlehren der Moral oder für Uebertretung gewisser Strafgesetzbuchparagraphen zuzuschreiben, wenn nicht, wie beispielsweise in Rußland die Zustände die Bewohner zur Uebertretung gewisser Gesetze geradezu zwingen.

Wie Frauen der Tugend schöner Geschlechtsgenossinnen zu mißtrauen pflegen, so ist man mißtrauisch prosperierenden Geschäftsleuten gegenüber. Prosperiert gar anscheinend ein ganzer Volksstamm, eine Religionsgenossenschaft, eine Vereinigung, dann ist man gleich mit einem Makel für die ganze Gruppe fertig. Das Volk kommt nicht auf den Gedanken, daß die Freimaurer einander unterstützen, nein sie müssen mit dem Bösen im Bunde stehen. Grieche ist im Englischen gleich Jude ein Synonym für Betrüger. Die Armenier, Chinesen, Yankees stehen im Weltverkehr gleich den Juden in schlechtem Ruf. Die Engländer dichten den Schotten folgende Lebensregel an: Erwirb ein Vermögen; ehrlich, wenn es geht, aber — erwirb ein Vermögen.

Jeden einzigen nicht auf den Glauben bezüglichen Vorwurf, den man in Deutschland den Juden macht, machen die Russen den doch nur durch ihre Intelligenz und Nüchternheit in Rußland prosperierenden Deutschen. Man braucht nur inrussischen Zeitungsartikeln, in denen über die Deutschen im Lande hergezogen wird, für „Deutscher" — „Jude" zu setzen, und die Artikel könnten ohne weiteres in jedem Antisemitenblatte stehen.

Die Epitheta, die man braucht, wenn man von einem etwas Gutes sagen will, ohne daß man eigentlich weiß, was man sagen soll, sind überaus charakteristisch für Völker und Klassen. Der Deutsche sagt von einem Manne, von dem er sonst nichts zu sagen weiß, er ist ein guter Mann. Die Beamten sagen von einem verstorbenen Kollegen, er war ein pflichttreuer Beamter, Offiziere betonen die kameradschaftliche Gesinnung, Juristen heben die Unparteilichkeit eines Kollegen hervor u. s. w. Man sagt, es sei eine schöne, und wenn das absolut nicht geht, eine liebe, eine reizende Frau. Man weiß so, nicht wie die gelobte Person wirklich war, sondern auf welche Eigenschaften die Lobenden einen gewissen Wert legen. Nur die Juden sagen von einem Glaubensgenossen, von dem sie allgemein etwas Gutes sagen wollen, er sei ein „ehrlicher Jüd", ein „ehrliches Jüdchen", die Frau sei eine „ehrliche Jüdene" (Jüdin). Das scheint mir anzudeuten, daß Juden auf Ehrlichkeit einen großen Wert legen.

Aus dem Talmud ist bekannt, wie weit die Rücksicht auf fremdes Gut gehen solle. Ein armer Rabbi, so wird erzählt, hatte sich ein Kleid geliehen. Als er durch ein Dornen- und Distelfeld ging, legte er das Kleid ab, und sein halbnackter Körper wurde über und über blutig gerissen. Ein ihn begleiteter Schüler fragte, warum er gerade beim Betreten des Distelfeldes das Kleid abgelegt habe, während doch das Umgekehrte das Richtige wäre. Ja, sagte der Rabbi, der Körper ist mein, der kann ruhig Risse bekommen. Das Kleidungsstück gehört aber einem Fremden, dem ich es, wenn es zerrissen würde, nicht ersetzen könnte. —

Es werden im Talmud zweifellos noch mehr Stellen sein, die zeigen, welchen Wert die jüdische Ethik auf Ehrlichkeit legt. Darum fällt es mir aber natürlich nicht ein, behaupten zu wollen, daß es nicht auch jüdische Diebe und Betrüger und sonst unehrliche Juden giebt. Ich behaupte nur, daß die jüdische Religion damit ebenso wenig zu thun hat, wie die christliche mit den Dieben oder andern Verbrechern unter den Christen.

Nach der für das Jahr 1890 vorliegenden letzten Kriminalstatistik zeigen die Katholiken im allgemeinen eine größere Kriminalität als die Evangelischen, und die Christen eine größere als die Juden. Auf 100 000 Personen der strafmündigen Zivil-Bevölkerung gleicher Kategorie kommen 1038,8 evangelische, 1238,1 katholische, 1108,9 überhaupt christliche und 867,4 jüdische Verurteilte. Die Juden übertreffen aber die Christen in der Kriminalität bei Beleidigung, Erpressung, Betrug und Urkundenfälschung.

Man sieht, die Juden kommen auch in der Statistik nicht schlecht davon. Daß sie bei Betrug, Urkundenfälschung, Erpressung und Beleidigung die Christen übertreffen, hat nichts mit dem Judentum, sondern mit ihrer Beschäftigung zu thun. Herzöge, Prinzen und Grafen findet man nicht unter Einbrechern. Im kaufmännischen Leben ist die Versuchung zu Betrug, Fälschung u. s. w. gerade eine sehr große. Gehörte nicht ein so unverhätnismäßig großer Teil der Juden dem Kaufmannsstande an, dann würden auch in dieser Deliktenrubrik die Juden günstiger stehen. In der That ist der Beruf ein sehr wichtiger Faktor der Kriminalität, und es fallen nach der Gruppe der Berufslosen die meisten Verurteilten auf die Gruppe Handel und Verkehr.

Freilich sagen selbst gemäßigte Antisemiten, die Juden seien so schlau, weshalb sie viel öfter als christliche Angeklagte freigesprochen werden. Allerdings kommen auf jüdische Angeklagte viel mehr Freisprechungen als auf christliche. Aber der Schluß, daß darum die Juden die Freisprechung ihrer Schlauheit, nicht ihrer Unschuld zu verdanken haben, ist doch ein äußerst verkehrter, gefährlicher, freilich nur zu moderner. Abgesehen davon, daß er nicht sehr respektvoll der Justiz gegenüber ist — was indessen auch ganz modern ist — liegt es doch, zumal nach dem Fall Buschoff, viel näher anzunehmen, daß in solchen antisemitischen Zeiten, wie wir sie seit einer langen Reihe von Jahren in Deutschland haben, die Animosität gegen die Juden viele zu unbegründeten Denunziationen, leichtfertigen Anklagen und kriminellen Verfolgungen hinreißt, und darum erst bei strenger, unparteiischer öffentlicher Untersuchung die Angeklagten öfter freigesprochen werden müssen.

Vorurteilslose wissen, daß es Betrüger in allen Konfessionen und Nationen giebt. Die in meinem Hause verkehrenden Kinder eines höheren preußischen Offiziers pflegten im elterlichen Hause, wenn sie etwas gemeinsam erhielten, zu sagen: „Aber jüdisch teilen". Ueber diese seltsame Paraphrase des bekannten „christlich teilen" befragt, sagten sie: die Juden betrügen wenigstens nur Fremde, nicht ihre Brüder. Ich glaube, ich darf dieses unbeabsichtigte Kompliment ablehnen-

---

*) Berechtigter Abdruck aus der Broschüre „Ernste Plaudereien über die Judenfrage". Verlag von Wilhelmi, Berlin.

Jüdische Betrüger betrügen ebenso wie christliche — ohne Unterschied der Konfession.

„Es ist auch im ganzen wohl weniger direkter Diebstahl und Betrug, den wenigstens die Vernünftigeren den Juden vorwerfen, als daß diese mit Vorliebe zu Geschäften sich drängen, die dem Offizier, Beamten, Landwirt und altpatrizischen Kaufmann nichts Solides und Reelles zu haben scheinen. Die Juden werden vielfach Makler, Kommissionäre, Jobber, Agenten, haben Ramsch-, Abzahlungs-, Rückkaufsgeschäfte u. s. w."

Das ist ja richtig. Die Erscheinung zu erklären würde mich zu weit führen. Ein Grund, an den die wenigsten denken, dürfte der sein, daß der während einer langen Reihe von Jahrhunderten überall in seiner Freiheit beschränkte Jude auf dem einzigen ihm gebliebenen Gebiete, dem wirtschaftlichen, soweit auch nur dieses ihm frei war, gern frei und selbständig sein wollte und den Selbständigkeitsdrang ererbt hat. Der Jude ist nicht gern Bankbeamter, Angestellter für Lebenszeit, er disponiert lieber allein und frei in seinem geschäftlichen Berufe, und da er nicht immer Mittel besitzt, um als Kaufmann, Fabrikant, Bankier selbständig sein zu können, sucht er nach einer gewissen Selbständigkeit gewissermaßen in den Grenzgebieten des kaufmännischen Berufs. Daß die erwähnten Geschäfte unter allen Umständen unreell geführt werden, kann kein gewissenhafter Mensch behaupten. Es giebt „ehrliche Makler"; es giebt auch christliche Makler; die aus dem Prozeß Dickhoff bekannten Kommissionäre waren fast sämtlich Christen. Man darf nicht ganze Stände und Berufszweige verurteilen. Dem alten Cicero haftete schon jedem Geschäft überhaupt etwas Schmutz an. Und in ihrem innersten Herzen halten die meisten Offiziere, Junker, Bureaukraten noch heute den Handel für etwas Anrüchiges, wenn sie borniert sind aus hergebrachter Gewohnheit, wenn sie etwas heller sind; weil im Handel es nicht so nach dem Schnürchen geht und gehen kann wie es am grünen Tisch, im Kasino wenigstens dem äußeren Anschein nach zugeht. —

Je moderner, komplizierter, vom uralten Tausch- und Kaufgeschäft entfernter oder je unbekannter ein Geschäftszweig ist, desto verdächtiger scheint er.

Die Börse ist für die meisten, selbst hochgebildete Menschen, der reine Sündenpfuhl, den man mit Stumpf und Stiel, je eher desto besser, ausrotten sollte. Die Wenigsten haben eine Ahnung, daß die Börse eine der nützlichsten und notwendigsten Institutionen ist, ja, daß Leute von ihr Nutzen ziehen, die niemals eine Börse auch nur gesehen geschweige denn sie betreten und Börsengeschäfte gemacht haben.

(Schluß folgt.)

Es herbstelt!

Es ist Herbst worden. Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein, daß man ihre Formen nicht unterscheiden kann, als ob die Welt wieder in ein Chaos verwandelt wäre. Endlich kämpft sich die Sonne durch, aber sie hat nicht das freudige Aussehen, „wie der Held, der die Bahn durchschreitet." Die ganze Natur atmet Schwermut, trotz des sonnigen Tages. Ein kühler Wind spielt mit den herabgefallenen fahlen Blättern der Bäume und einsam senkt die Aster ihr Sternenhaupt im Garten. Bald neigt die Sonne kampfesmüde als blutrote Scheibe wieder ihrem Untergange zu und sendet ihre schiefen Strahlen wie die letzten Grüße einer Scheidenden von weiter Ferne. Wieder verschleiern graue Nebel den Blick und schaurig bereitet die Finsternis ihr Bahrtuch über die Sterbende.

Der Jude hat die wehmütige Stimmung dieser Zeit zu seinem Kultus gemacht. Die Atmosphäre der „Gasse" war zu derselben wie die Todesahnung in einem Sterbehause, alles Ernst, Weichheit und Rührung, und dieses Empfinden steigerte sich bis zur Rüste des Versöhnungstages und erreichte ihren Höhepunkt am Abend des Kol-Nidre, bei dessen weicher Melodie sich das beschwerte Herz in Thränen auflöste.

Der Jude vom Ghetto war ausgeschlossen von der Natur. Wie ein Bettler, gedemütigt stand er vor ihr; sie war ihm nur Stiefmutter; durch die zweite Hand ließ sie ihm kümmerlich so viel Nahrung zukommen, um nur leben zu können. Er mußte durch List das Tauschmittel erringen, wofür er sich von ihren eingeborenen Kindern das Notwendigste oder die Brosamen aufklaubte, die von ihrem reichen Tische abfielen, um den die Erbgesessenen schwelgten. Keinen Fußbreit Bodens besaß er. Er konnte nicht säen und nicht ernten, weder pflanzen noch Lese halten; ihm lächelte nicht die Flur, ihm flüsterte nicht der Wald zu. Scheu und ängstlich schlich er auf den Landstraßen und Fußpfaden, und als Echo seiner Seufzer hörte er von allen Seiten nur das Wort: „Fremdling!" widerhallen. Sogar Licht und Luft waren ihm nicht gegönnt und zur Zeit, wenn alles Lebensfülle und Lebensluft atmete, war er gerade am gebrochensten und niedergeschlagendsten. Seinen Frühling füllte die düstere „Sephirazeit" aus, seinen Sommer vertrauerte er in den „drei Trauerwochen".

Hätte man da nicht meinen sollen, das Sterben der Natur berühre ihn nicht, oder er empfinde sogar Schadenfreude, wenn er sah, wie auch ihr Glanz vergeht und sie wie er verödet und gemieden wird?

Und doch hatte keiner das Sterben der Natur so tief empfunden, wie der Jude des Ghetto. Es war, besonders am Kol-Nidre-Abend, wenn alles in den Sterbekleidern in die Synagoge wallte, als ob der Tod auch durch die Gasse schritte, welcher doch die Natur in ihrem Leben so ferne stand.

Aber diese jüdische Trauer bei der sterbenden Natur war eine hehre und heiligende, sie bildete gerade die Spitze des jüdischen Spiritualismus.

Der allgemeine Tod gemahnte den Juden, daß die Welt der Dinge kein Sein an sich ist, sondern einen heiligen Herrn hat, die Dinge also nicht das Hervorbringende sind, sondern die Kraft, die ihnen von ihrem heiligen Herrn gegeben worden ist, und wenn die Kraft von ihnen weicht, sie zu sein aufhören und vergehen und Himmel und Erde ebenso vergehen würden, wenn sie nicht von dieser Kraft getragen werden. Diese Kraft muß demnach über Leben und Tod aller Dinge gebieten und den Einzelnen zum Leben gedenken können auch im allgemeinen Sterben. Darum wiederholte der Jude in diesem Jammer der sterbenden Natur so oft die Bitte um das Leben.

In der Trauer angesichts der mit dem Tode ringenden Welt erfaßte der Jude sein Ich, hielt Einkehr in sich und folgte der innern Nötigung, seine Bestimmung für ein überweltliches, unvergängliches, ewiges Sein anzuerkennen; er forschte daher nach, wie er gegen diese Bestimmung gehandelt und wie er sich wieder erheben könne durch Heiligung seines Wandels. Schmerz und Trost lagen in seiner Trauer.

Das ist jüdische Naturauffassung, und aus dieser datiert die jüdische Aera von der Schöpfung und fällt das jüdische

Neujahr zur Zeit des Wechsels der Erscheinungen, um aus dem Zeitlichen das Ewige, aus dem Vergänglichen das Unvergängliche und aus dem Niedrigen das Heilige zu erkennen.

Die Ghettoriegel wurden weggeschoben, der Jude trat hinaus in's allgemeine Leben, assimilierte sich mit den Völkern und lernte deren Anschauungen von Welt und Natur, und diese heilige Zeit ringt ihm nur, den Ausruf ab: Es herbstelt!

Es „herbstelt!“ Auch in diesem Ausrufe liegt der ganze Jammer des Erdenlebens, aber ohne Trost und Erhebung. Dem Heiden war ursprünglich der Mensch nichts weiter als ein Naturwesen und er fühlte sich von der Natar nicht gesondert, sondern als ein integrierender Teil von ihr. Jedes Naturwesen war ihm aber eine Parallele von Gott und der Begriff eines Schöpfers, folglich auch der Begriff des Moralischen und Heiligen fremd. Er kannte keinen Richter über seine Handlungen, keine Richtschnur für sein Handeln. Das im Judentum wurzelnde Christentum konnte diese pantheistische Naturanschauung nicht ganz ausrotten. Ist sie doch in der Sprache zurückgeblieben. Schon das Wort natura enthält den Begriff von Selbstschaffen, Erhalten, Zerstören u. s. w.; noch deutlicher liegt aber diese Vergötterung der Natur in der Phrase: „Die Wohltathen, die wir von Gott und der Natur“ oder gar „von der Natur empfangen haben“, als ob die Natur etwas geben könnte, was nicht Gott ihr erst gegeben, als ob die Natur selbstständig oder mindestens eine Parallele von Gott wäre. Vom Pantheismus zum Materialismus ist aber nur ein kleiner Schritt. Der zersplitterte Gott kann leicht vernichtet werden, und so ist der moderne Heide, der das Christentum als jüdisch verwirft, materialistisch, und der Jude, der sich ihm anpaßt, mit ihm.

Es „herbstelt!“ Wer zu dieser Zeit gerade Entbehrungen leidet, verzweifelt sofort und wirft das Leben weg. Zu keiner Zeit des Jahres giebt es so viele Selbstmorde, wie im Herbst. Es ist ja so leicht, die allgemeine Katastrophe mitzumachen; alles stirbt, der Tod ist verlockend.

Es „herbstelt!“ Wem es zu dieser Zeit wohl geht, denkt an Theater, Konzerte, Bälle und Gesellschaften, gleichsam um die düsteren Gedanken wegzuspotten, zu trotzen dem Tode, anstatt zu beten zu Dem, der über Tod und Leben gebietet.

Es „herbstelt!“ „Essen und trinken wir, komme es, woher es kommen mag. Genießen wir das Leben, so lange wir können und durch welche Mittel wir es können, im Tode ist ja ohnedies alles aus.“ So denkt der moderne Heide und der mit ihm assimilierte Jude angesichts der sterbenden Natur, während der alte Jude fastete und sich kasteiete.

Jetzt stoßen uns diese modernen Heiden wieder von sich: „Ihr gehört nicht zu uns!“ Ja, sie haben recht. Wie der Himmel von der Erde, sind unsere Gedanken über Gott von den ihrigen verschieden. Kehren wir darum wieder zu unserer Naturanschauung zurück und erfassen wir im allgemeinen Sterben unser Ich als ein Vernunftwesen, das nur verwandt mit der Natur, aber ihren Gesetzen nicht ganz unterworfen ist.

Aus Alt-Berlin.

Zwei Kantoren.

Erinnerungen von weil. Prof. L. Lewandowski.

I.

Es war im Jahre 1838. Der Kultus in der damals einzigen Gemeinde-Synagoge, Heidereutergasse, lag sehr im Argen. Der Leiter und Träger desselben, der Vorsänger Ascher Lion, war ein höchst intelligenter Mann, mit vielfachen Kenntnissen ausgerüstet, sehr gebildet, sehr klug und fähig genug, um sich eine hochgeachtete Stellung in der Gemeinde und in der Gesellschaft zu erzwingen.

Lion wurde 1817 aus Strelitz, wo er einfacher Chasan gewesen, an den damals gegründeten Jakobson'schen Tempel berufen, — eine Auszeichnung, die wenigen Kantoren jener Zeit zuteil werden konnte, denn sie war einzig und allein die Folge seiner hohen Bildung. In diesem Tempel hatten Zunz und Mannheimer die Kanzel inne.

Bekanntlich wurde der Tempel, durch gehässige Denunzationen verfolgt, von der Regierung geschlossen und L. wurde Kantor der jüdischen Gemeinde.

Bei seinem Uebertritt zur Gemeinde-Synagoge hatte er ernstliche Hindernisse zu überwinden; denn der Orthodoxie schien es höchst bedenklich, ja gefährlich, einen Mann an das geheiligte Betpult zu stellen, der mit Orgelklang auch deutsche Gebete sang und rezitierte.

Auch der zeitige Rabbinats-Verweser, Weil (Rabbi Meïr ben Szimcha) hatte gegen die Anstellung L.'s schwerwiegende Bedenken, und er äußerte, — ob im Scherz oder im Ernst, das ist heute nicht mehr zu bestimmen, — daß A. L. nach seiner Beurteilung und seinem Verständnis, eigentlich kein Kantor sein kann. Er meinte: die Chasanim sind meist ungebildet, Ascher Lion ist ein Gelehrter; die Chasanim sind zumeist Narren, L. ist ein sehr kluger Mann; die Chasanim erfreuen sich einer großen Kinderschar, L. ist kinderlos; die Chasanim leben in drückenden materiellen Verhältnissen, L. ist reich; die Chasanim haben Stimme und sind gesangskundig, L. hat weder Stimme, noch kann er singen.

Man ersieht aus dieser Beurteilungsweise klar und deutlich, welchen Wert der Rabbi auf die notwendige Begabung gelegt hat, die ein Chasan besitzen muß; Stimme und die Kunst zu singen waren für ihn unerläßliche Requisiten.

A. L. hatte, trotz des Mangels eines natürlichen Stimmklanges, die Gemeinde, d. h. diejenigen Mitglieder, welche dem Tempel abgeneigt waren, in vollem Maße befriedigt. Zur Unterstützung des musikalischen Teils im Kultus gehörte der alte Bassist Kasper, von dem die Sage ging: er brumme nur deshalb so grimmig in der Synagage, weil er von seiner Ehehälfte zu Hause mißhandelt werde, und ein Sopranist, dem später die Auszeichnung eines Königlich preußischen Musikdirektors zuteil wurde. (Der Verf. dieser Erinnerungen, der sel. Lewandowski. Red.) Vom Standpunkte der Kunst und nach heutigen Begriffen mußten diese Gesangsleistungen einen weniger religiösen, dafür aber einen mehr komischen Eindruck machen. Da erschien das Jahr 1838 und mit ihm eine entschiedene Wendung zum Bessern:

Weintraub, der später berühmte Kantor der Königsberger Gemeinde, ging auf Kunstreisen. Nachdem er die jüdischen Gemeinden in Polen und Rußland im Fluge durchwandert und erobert hatte, erweiterte er seinen konzertierenden Sabbat-Kultus über die Grenzen seiner Heimat und kam

nach vielen vortrefflichen Leistungen in den Gemeinden der Provinz Posen, eines schönen Tages mit seinem singenden Orchester nach Berlin. W. hatte nur eine Empfehlung und zwar an L. J. Lewinstein; sie genügte aber, um ihn der ganzen Gemeinde zuzuführen. Lewinstein, Inhaber der ersten und größten Kattunfabrik in Europa, war ein sehr reicher und frommer Mann, von großem Einfluß, seltener Energie, und von echt jüdischer Herzensgüte. Um der Gemeinde eine Probe von den vortrefflichen Leistungen Weintraubs vorzuführen, betete er in der Privat-Synagoge des Lewinstein.

Noch heute ist mir der Eindruck, den ich durch das musterhafte Ensembel empfing, frisch und lebendig in der Erinnerung. Mordechaj Perez, später Kantor in Beuthen, Mosche Mirkin, später Kantor in Kopenhagen, der Neffe Weintraubs, bis vor wenigen Jahren Kantor in Frankfurt a. M. und andere hochbegabte Mitglieder, waren die treuen vortrefflich geschulten und schlagfertigen Sänger seiner Kapelle. Mit jeder Piece, die in der kleinen Synagoge des Lewinstein zum Vortrag kam, stieg die Begeisterung der Gemeinde, und ich muß bekennen, daß ich Aehnliches von Juden nie wieder gehört habe. Einzig in ihrer Art waren die Vorträge von Rossinischen Ouvertüren, welche in unnachahmlicher Vollendung von diesen Menschenstimmen exekutiert worden sind; man war entzückt, begeistert, hingerissen.

Die Empörung des Gemeinde-Vorsängers Lion und die von seinem Standpunkte gerechte Entrüstung über Entweihung des öffentlichen Kultus, die vielfachen Intriguen, Schmähungen u. s. w. haben es dennoch nicht verhindern können, daß Weintraub an zweien Sabbaten in der Gemeinde-Synagoge den Gottesdienst leitete.

In den echt-jüdischen, polnischen Phantasien hat sich Weintraub vor Beginn des Freitag-Abend-Gottesdienstes auch als Violinist von der besten Seite empfohlen, und ohne Virtuose zu sein, verstand er es, diesem Instrumente die gemütvollsten Töne zu entlocken.

Mit diesen Konzert-Kulten begann aber auch für Berlin eine neue Aera. A. L., voller Neid über die Erfolge Weintraubs, hat seinen ganzen Einfluß geltend gemacht, um durch das chorische Element den Gottesdienst zu reorganisieren. 1840 ließ der Vorstand eine geschriebene Partitur aus Wien kommen, die noch heute in meinem Besitze ist.

Mit dem Ankauf der Wiener Partitur im Manuskript hatte das große Werk, die Reorganisation des Gottesdienstes, begonnen. Der erste ernste Schritt zur Bildung eines Chors war gethan. So mangelhaft das musikalische Verständnis des A. L. auch gewesen ist, erkannte er dennoch, daß nach den glänzenden Erfolgen Weintraub's, der neu zu bildende Chor nur dann auf die Teilnahme der Behörden und der Gemeinde rechnen könne, wenn seine Leistungen denen des Weintraubschen Gesang-Orchesters gleichen, oder annähernd ähnlich sich entwickeln werden.

Um das möglich zu machen, hatte A. L. alle nur erdenklichen Mittel ersonnen. Sein erstes Vorhaben, dem Weintraub die besten Kräfte für den Berliner Chor wegzuschnappen, ist nur in einem Falle gelungen: der Tenorist Mosche Mirkin blieb in Berlin. Diesem ersten Stein zum Bau folgten nach und nach die noch fehlenden Steine, und nach kurzer Zeit waren die Stimmen für ein gemischtes Doppel-Quartett beisammen. Nun begann die bitterste Not gesanglicher Uebungen. Die Wiener Partitur war zwar kein Buch mit sieben Siegeln, aber leider viel schlimmeres, sie war ein Buch mit vier Schlüsseln, die allen ein unlösbares Rätsel gewesen sind. Die instrumentalen Kenntnisse des A. L. beschränkten sich auf die allerersten Anfänge in der Violine, — er spielte dieses Instrument grundsätzlich nur pizzicato; der Gebrauch eines Violinbogens schien ihm überflüssig und luxuriös — und auf die künstlerische Behandlung seines alten Pianforte, das er mit — einem Finger zu pielen verstand. All die virtuosen Künste konnten jedoch nichts nützen, — die vier verdammten Schlüssel blieben ungelöst. Was war da zu machen?

Die Autorität des neu erstandenen Chor-Kantors durfte nicht, und am allerwenigsten jetzt, bei Beginn eines so schwierigen Baues, untergraben werden. Und so entschloß sich A. L. zu der kühnen That, eine Notentafel zu kaufen, auf welcher in verschiedenen Schlüsseln die Namen der Linien und Räume ganz korrekt verzeichnet waren.

Seine physische Kurzsichtigkeit, leichte Reizbarkeit und gänzliche Unsicherheit waren oft die Veranlassung zu den heitersten Szenen; denn so oft über die Namen der Noten ein Streit entstand, lief A. L. eiligst zu seinem Orakel, der Notentafel, und in seiner Erregung verfehlte er die Systeme, benannte die Tenorschlüssel mit denen anderer Schlüssel, und wenn ich nicht, ihn schützend und schirmend, in der mildesten Form eine Entscheidung herbeigeführt hätte, wäre der alte würdige Herr der Lächerlichkeit anheimgefallen.

Die ersten Uebungen gingen gut vonstatten. Die Sopranisten lernten leicht und schnell, die Altisten wurden gepaukt, der Tenor war bei Mirkin in sicheren Händen und der Baß? — ja der Baß war durch den alten Kasper und durch einen jungen Burschen, der kaum die Mutation überstanden, vertreten.

Daß der siebzigjährige Gemeinde-Baß nach Noten singen mußte, war ein schweres Verhängnis und augenscheinlich als eine Strafe vom Himmel diktiert. Am meisten hatte er mit Takt und Rhytmus unerbittlich zu kämpfen. Seine kindliche Gutmütigkeit und der durch seine Frau anerzogene Gehorsam machte ihn für die neue Gesangsform nach und nach tauglich, und ich muß es zu seiner Ehre aussprechen, daß er in der ersten Zeit eine Stütze des Chors gewesen ist. Freilich sind bei den Uebungen mit ihm possierliche Dinge vorgekommen. Das Erlernen der Baßnoten konnte ihm nicht zugemutet werden, er sang nur mechanisch und wenn er, im Ensemble durch die anderen Stimmen gestört, die vorgeschriebenen Töne nicht treffen und festhalten konnte, durch den Leiter darauf aufmerksam gemacht wurde, dann war seine Lernbegier wahrhaft rührend. Er ging auf jede Korrektur ein und war sichtlich bemüht jedesmal seine Fehler zu erkennen und — insoweit es ihm möglich war — richtig zu singen. Wenn ich ihm sagte: aber lieber Herr Kasper, Sie singen ja e, es steht aber f da, da brummte er freundlich und erwiderte: nun! dann werde ich singen f. —

Nach vielen Monaten ernster Studien war der Chor genugsam eingeübt. Die Resultate unseres Fleißes wurden in einem Freitag-Abend-Gottesdienst der Gemeinde zur Beurteilung vorgeführt, und ich muß dem Chor das Zeugnis geben, daß er, in Rücksicht auf die Neuheit, gute Leistungen zu verzeichnen hatte.

Die Erinnerung an den Jakobsonschen Tempel traten lebendig vor die Seele des A. L. und seine Rezitative trugen den Charakter eines ganz modernen Kantors. Die Gemeinde-Behörde, überzeugt von der Notwendigkeit den Chorgesang beim Gottesdienst stabil zu machen und sichtlich von den Leistungen des Chores erfreut, gewährte die Mittel zur Be-

soldung eines ständigen Chorpersonals. Fortdauernder Fleiß, das Bemühen gute und begabte Knabenstimmen zu gewinnen, die Erweiterung der Männerstimmen, hatte schon nach ganz kurzer Zeit dem Chore eine künstlerische Bedeutung verschafft. Es wurden bereits schwierigere Piecen der Wiener Partitur geübt und trefflich ausgeführt. —

Ich schließe heute mit einer kleinen Episode: Bei der Aufführung eines fugierten Satzes, welcher an einem Freitag-Abend gesungen wurde, trat am Schluß des Gottesdienstes der erste Synagogen-Vorsteher, der Geheimrat J. A. Meyer, zu mir heran mit der Bemerkung: aber sagen Sie, was war das heute für ein Gesang? der eine kam früher, der andere später, es ging ja gar nicht ordentlich zusammen.

Trotz meines jugendlichen Uebermuts, war ich vorsichtig genug den alten, würdigen und hochgeachteten Herrn nicht zu belehren und erwiderte ihm bescheiden: Herr Geheimrat, Sie haben ganz recht. Dieser Gesang ist heute zum erstenmale aufgeführt worden, die Sänger waren ängstlich und unsicher. Ich werde die Piece noch mehr üben, dann wird sie besser gehen und ihnen gewiß gefallen.

Wir wiederholten dieses Fugato, und nachdem es drei oder viermal gesungen wurde, trat wiederum der Geheimrat an mich heran und bemerkte: wissen Sie, das Stück ist sehr schön, und ich glaube sogar, daß das Nacheinandersingen ganz richtig ist, es muß so sein.

Diese Selbstbelehrung des alten Herrn war für mich in meiner amtlichen Stellung und bei der ausgeprägten Neigung unserer Vorgesetzten, unberechtigte Kritik zu üben, zu allen Zeiten und in den schwierigsten Fällen von großem Vorteil und für die Sache äußerst förderlich.

Der Rabbi von Sadagora.

(Schluß).

Der geneigte Leser gestatte mir nun, ihn in die Wohnung des Rabbi von Sadagora zu führen, um dort sowohl den Wunderthäter selbst kennen zu lernen, als auch die, welcher solcher Ausflüsse seiner Göttlichkeit teilhaftig werden. Ich habe den vor etwa zwei Jahren verstorbenen Rabbi im Auge, unter dessen „Regime" ich Sadagora besuchte. Den gegenwärtig regierenden Rabbi zu schauen, war mir noch nicht beschieden.

Vor dem Schmutze und dem Elend, die in den Straßen und Häusern Sadagoras herrschen, habe ich bereits gesprochen. Mitten unter den Häusern, durch einen weiten Raum, jedoch aristokratisch von ihnen geschieden, steht, von einem wohlgepflegten Parke umschlossen, das Haus, richtiger der Palast des Rabbi.

Es ist ein staatlicher Bau, in seiner Ornamentik sogar von feinem Geschmacke zeugend, wenn auch nicht von dem des Besitzers, so doch von dem des Architekten. Das Innere zerfällt in zwei Teile, den jedem Pilger zugänglichen und jenen, der die Privatgemächer, dann die Prachtgemächer der Familie des präsumtiven Messias enthält.

Der erste Teil besteht aus zwei aufeinanderfolgenden großen Sälen, die kahl und hoch, nur mit fortlaufenden Holzbänken längs der Wände möbliert sind, — dann einem dritten, kleineren Gemache, dem Empfangszimmer des Rabbi. Die Privatwohnung ist mit fürstlicher Pracht, mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestattet.

Die Prunkzimmer namentlich blendend durch den unermeßlichen Reichtum an edlen Metallen und Edelsteinen. Unter den Einrichtungsstücken giebt es wahre Kunstwerke, so einen kleinen Tisch von getriebenem Silber mit reicher Gold- und Edelsteinen-Ornamentik, — wenn ich nicht irre, eine Gabe der Judenschaft Mohilews zum Danke für die Abwendung der Gefahr eines bösen General-Gouverneurs — einen prachtvollen Kelch mit Rubinenverzierung, das Weihgeschenk eines moldauischen Millionärs, als ihm seine Millionärin einen Knaben geboren; einen prachtvollen Damascenersäbel mit diamantenübersäetem Griff u. s. w. — kurz das ganze bildet eine Schatzkammer, um die mancher regierende Fürst den Rabbi beneiden könnte. Schließlich sei noch erwähnt, daß der Rabbi wohl aus der kostbarsten Bernsteinspitze auf Erde seinen Latakia raucht.

Diese soll, natürlich der Edelsteine wegen, mit denen sie geschmückt ist, zehntausend Rubel gekostet haben.

In dieses Haus nun führte ich den Leser zur Zeit, wo es am stärksten besucht ist, in den „heiligen Tagen" d. h. in jenen zehn Tagen, die zwischen dem jüdischen Neujahrsfeste und dem „Jom Kippur," dem Versöhnungstage, liegen. Nähern wir uns dem Orte von welcher Seite immer, wir finden die Straßen mit jenen Karavanenzügen bedeckt, deren ich im Eingange dieses Artikels erwähnt.

Das Treiben und Drängen wird immer größer, wenn wir das Städtchen betreten. Da bieten sich oft eigentümliche, interessante Bilder in Hülle und Fülle. Eben angekommene Pilger suchen eine Wohnung und feilschen mit den Sadagoraer Glaubensgenossen um den Preis einer solchen.

Dort zieht eine ganze Schar in eine, endlich glücklich errungene Dachkammer ein; das Gepäck wird unter großem Lärmen abgepackt und die mitgebrachten Kranken sorgsam herabgehoben; hier hat ein Sadagoraer einen großen Kreis von wißbegierigen Gläubigen um sich versammelt, die mit freudigem Erstaunen die neueste Wunderkur des Rabbi vernehmen; an anderer Stelle wieder klagen einige Pilger einander ihr Leid, da sie sich vergeblich um eine Audienz bei dem Rabbi bemüht.

Dazwischen rumänische Bauern und Bäuerinnen, welche Lebensmittel feilbieten; dann in moderner Kleidung Herren und Damen aus der Nachbarschaft, die aus Neugierde hergekommen. Ein fesselndes, bewegtes Bild.

Der Lärm und das Gewimmel nimmt zu, je mehr wir uns der Residenz des Rabbi nähern. Auf dem Vorplatze vor dem Hause — der Park ist weislich zu der Zeit abgeschlossen — herrscht ein wahrhaft betäubendes Gedränge und Getöse.

Nur mit Gefahr unserer Rippen drängen wir uns bis zur Thür durch, an der die Menge Kopf an Kopf angestaut ist. Vor derselben stehen die Wächter des Paradieses, zwei Greise von recht ehrwürdigem Aussehen. Es sind die „Gaboim" des Rabbi, seine Diener, die Helfer in seinem heiligen Berufe. Wenn Du den Rabbi sehen willst, so sind diese Männer für Dich sehr wichtig. Sie öffnen Dir die Pforten, aber nicht eher, als bis Du einen blanken „Zwanziger" in ihre stets offenen Hände gedrückt.

Du befindest Dich nun im ersten Vorsaale, in dem gleichfalls ein Gedränge und Gesumme herrscht. Bis Du Dich an die Thür am entgegengesetzten Ende des Saales durchgedrängt, hast Du jedenfalls Muße, die Gesellschaft zu mustern.

Welch' bunte Menge! Alt und jung, reich und arm, Männer und Weiber; russische, polnische, rumänische, ungarische Juden. Ihre Stellung wie ihre Wünsche sind ver-

schieden, und nur ein Band hat sie geeint und hieher geführt: der Aberglaube! Sie alle erwarten von dem Manne dort die Erfüllung ihrer Hoffnungen, sie alle opfern mit Freuden ihre, bei manchem sauer ersparte Gabe, damit nur ihr „Quittel" drinnen sich der Beachtung und Erfüllung erfreue. „Quittel" aber (das korrumpierte „Quittung") heißt im Jargon jedes beschriebene Blatt Papier, hier speziell dasjenige Zettelchen, auf das jeder Wünsche und Bitten geschrieben, um sie dem Rabbi zu übergeben.

Jeder Harrende hält auch einen solchen Papierstreifen in der Hand. Welche seltsame Dinge könnte man erfahren, wenn man sie lesen dürfte! Hat man sich glücklich in die Nähe der Thüre zum zweiten Wartesaale durchgedrängt und den dort postierten Pförtnern neuerdinds einen Obolus entrichtet, so kann man eintreten. Hier sind weit weniger Menschen, hier verstummen die Gespräche, hier bereitet sich jeder schweigend und mit Herzklopfen auf den Moment vor, wo er in des Rabbi Gemach treten werde. An der Thüre dieses Allerheiligsten stehen neue Pförtner, die natürlich abermals ihren Zoll fordern.

Benutzen wir die nächste Gelegenheit, wo ein neuer „Quittelträger" eingelassen wird, um als unsichtbarer Zuschauer mit ins heilige Gemach zu dringen. Es ist ein kleiner sehr spärlich möblierter Raum; die Wände sind mit Bücherschränken voll Talmudfolianten bedeckt, in der Mitte steht ein Tisch, worauf zwei große Gefäße, für die „Quittel" und das Geld. An dem Tische aber sitzt in großem Lehnstuhle der Mann, den zu sehen Hunderttausenden von Menschen das höchste Glück ist, sitzt der Wunderrabbi von Sadagora, aus dem mächtigen „Tschibuck" (lange türkische Pfeife) mächtige Rauchwolken ausstoßend. Er ist ein ältlicher Mann von hohem Wuchse, mit nicht unedlen Zügen, die indes auch nicht einen Schimmer von Intelligenz und Geistesregsamkeit verraten. Man sieht, wie stumpf und gleichgiltig dieser Mann den dargereichten Zettel überblickt, wie er auf die mündlich vorgebrachte Bitte gewöhnlich nur ein und desselbe monotone: „Gott wird es zum Besten lenken," erwidert, und wird das Gerücht begreiflich finden, daß er halb blödsinnig sei. Und auf diesen Mann richtet sich die Hoffnung von Millionen, dieser Mann ist all' den Verblendeten fast nicht mehr der sichtbare Statthalter Gottes auf Erden, nein! — die Gottheit selbst! . . . . . Naht die Stunde des Gebetes, oder will sich der Rabbi in den Schoß seiner Familie zurückziehen, dann wird die Geldeinnahme und Segensspendung unterbrochen.

Der Rabbi soll sehr an seiner Familie hängen, die er auch in den „heiligen Tagen" von den Gütern zu sich beruft. Zur Zeit meines Besuches weilte nur noch der älteste Sohn im Hause, um sich würdig zur Geißel seiner Glaubensgenossen vorzubereiten.

Und eine Geißel, ein Verderber der Juden jener Gegend ist der Rabbi, nicht etwa des materiellen Nachteils, des Aussaugesystems wegen, das er so trefflich organisiert, nein — hundertmal mehr um des geistigen Schadens willen, den er ihnen zufügt.

Der Rabbi ist mit die Hauptursache, warum sich die Juden des Ostens nicht emporraffen können aus jenen Fesseln, die jahrhundertelanger Aberglaube um sie geschlagen, warum sie noch in jener düsteren Nacht verharren, in der sie einst verharren mußten, in der sie nun gegen den Willen der Regierungen verharren wollen!

Der Rabbi trägt die Mitschuld daran, warum dieses einst verachtete Volk noch heute verachtet wird, denn er ist der personifizierte Widerstand gegen Fortschritt und Licht, gegen den Segen, den eine neue, bessere Strömung im Judentume bringen würde.

Er handelt freilich, wie er handeln muß, denn mit jenen Tagen des Lichtes wäre seine Dunkelherrschaft dahin; möge aber das Volk, das verblendete, irregeleitete, unglückliche Volk sich bald zur Klarheit emporraffen, zum Verständnisse des Geistes einer besseren Welt. Möge der Tag nicht lange mehr auf sich warten lassen, wo man nur noch achselzuckend gedenken wird — des Ahnherrn des Messias.

M. R.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 9. Oktober.

*** Berliner Nachrichten.** Von befreundeter Seite wird uns geschrieben:

Auf einen neuen Koup des sog. liberalen Wahlvereins möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken. Seit einiger Zeit versendet der Verein an Mitglieder der Gemeinde ohne Auswahl, ich möchte beinahe sagen: ohne Unterschied der Konfession, die Mitteilung, daß der Vereins-Vorstand beschlossen habe, sie (die Mitglieder) zu Vertrauensmännern des Vereins zu ernennen und daß er darum für die bevorstehenden Repräsentantenwahlen auf ihre thatkräftige Mitarbeit rechne. Daß hierbei manch lustiges Qui pro quo vorkommt, indem beispielsweise eifrige Mitglieder der orthodoxen Sondergemeinde mit der angegebenen Auszeichnung bedacht werden, ist ebenso unvermeidlich wie erheiternd.

Neu ist dieser Tric im allgemeinen nicht. Wir haben Aehnliches bei politischen Wahlen in einem niederschlesischen Wahlkreise anwenden gesehen: In Ermangelung einer straffen Organisation auf dem Lande, wurde jeder Bauer und Besitzer, dessen Adresse irgend zu ermitteln war, benachrichtigt, daß er zum Vertrauensmann der propagierten Partei ernannt sei, und gebeten, für die Verteilung von Flugblättern und Stimmzetteln Sorge zu tragen. Der Erfog überstieg die kühnsten Erwartungen; die biedern Bauern fühlten sich durch das Vertrauen ihrer städtischen Mitwähler hochgeehrt und wirkten eifrig für eine Partei, der sie nach ihrem Wesen und Denken fern standen. Wie schon gesagt: neu ist dieser Tric im allgemeinen nicht, neu ist er höchstens in seiner Anwendung bei Repräsentantenwahlen in Berlin.

— Neue Religionsschule. Die neue (vierte) Religionsschule der jüd. Gemeinde wird am 13. d. M. in den Räumen der 187. Gemeindeschule (Gerhardstr. 4—5) eröffnet werden. Die Leitung der Schule ist dem Seminarlehrer Herrn J. Marcuse übertragen worden. Der Unterricht wird wöchentlich zwei mal: Sonntag von 9—1 und Mittwoch 3—6 erteilt werden.

— Versammlung. Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat nach Ablauf der Sommerferien nunmehr seine Winterkampagne begonnen. Bereits in der vergangenen Woche traten in den verschiedenen Stadtteilen die einzelnen Gruppen zusammen, und am letzten Sonntag fand eine Konferenz statt, die von Delegierten schlesischer Gemeinden recht zahlraich beschickt war. Die erste große öffentliche Versammlung des Vereins fand am 7. d. M. im Saale der Gesellschaft der Freunde statt. Dieselbe erfreute sich eines äußerst zahlreichen Besuches. Der Vortragende Dr. med. Pariser behandelte in seinem Vortrage

das Thema Antisemitismus — Anarchismus. An der Hand eines mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragenen, geschickt und übersichtlich gruppierten Materials zeigte der Redner an einer Fülle von Beispielen, die einzelnen Stadien der antisemitischen Bewegung durchgehend und alle Schattierungen dieser Richtung nach allen Seiten stark beleuchtend, wie der Antisemitismus allüberall, wo und in welcher Gestalt er auch auftritt, schließlich in Anarchismus übergeht und, indem er angeblich nur gegen die Juden zu Felde ziehen will, gegen Thron und Altar, Religion, Christentum, Kirche, Monarchie in gleichem Maße wütet. Redner fordert zum Schluß seiner mit reichstem Beifall aufgenommenen Ausführungen die jüdischen Mitbürger zu thatkräftiger Arbeit und Mitwirkung an den Zielen des Vereins auf. In der sehr angeregten Diskussion wurde noch manches treffende Wort gesprochen, insbesondere wurde von sachkundiger Seite hingewiesen auf die Bestrebungen der Vereine jüdischer Studierender und Soldaten. g.

— **Berliner Lehrerverein.** In der am 5. Oktober abgehaltenen Sitzung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner Berlins“ hielt Herr Flanter ein Referat über die beiden Religionslehrbücher von Apolant und Feilchenfeld. Apolants von wissenschaftlichen und inhaltlichen Gesichtspunkten aus durchaus treffliches Buch wurde als ein für die Volksschule zu schwer verständliches Werk bezeichnet. Anknüpfend an eine Rezension von Bernhard Traubenberg, hob auch er die von diesem gemachten gegen die Einteilung der Pflichtenlehre in religiöse und sittliche Pflichten hervor, wonach es scheine, daß jemand religiös sein könne ohne Sittlichkeit. Der Referent ließ dem Werke volle Gerechtigkeit widerfahren, machte auf die vielen Vorzüge desselben aufmerksam und empfahl es besonders dem Lehrer selber zu seiner Vorbereitung. Die Trennung von religiösen und sittlichen Pflichten, die Apolant in seinem Werke macht, rief eine lebhafte und interessante Diskussion hervor, an welcher sich die Herren Dr. Adler, Flanter, Klein, Tichauer und Traubenberg besonders beteiligten und die zu dem Beschluß führte, den so wichtigen Gegenstand einer selbständigen Erörterung in einem besonderen Vortrage zu unterziehen, eine Arbeit, die Herr Klein bereitwilligst für die nächste Sitzung übernahm. Das Feilchenfeld'sche Lehrbuch erfuhr ungefähr die Würdigung, die der Jeschurun vor wenigen Wochen ihm angedeihen ließ. Die edle Darstellung, der erwärmende Geist, der es durchleuchtet, wurde gern anerkannt, dagegen erhob sich Widerspruch gegen das Werk als Schulbuch. Wiederum getreu dem Urteil Ihres Rezensenten, wurde das Buch als ein Segen fürs Haus bezeichnet, in welches es Licht und Wärme tragen könne und wo es der Leichtfaßlichkeit wegen gern gelesen werden würde. An die wissenschaftliche Sitzung schloß sich ein gemütliches Beisammensein, von dem man sich, da über die Lehrerwelt die Stille der Ferienruhe gebreitet ist, erst in später Stunde losriß.

— Am ersten Tage des Sukkotfestes folgte Herr Dr. Maybaum in seiner gedankenvollen Predigt auch der Anregung des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes betreffend die Sammlungen zu Gunsten derjenigen armen kleinen Gemeinden, denen die Fürsorge für den Religionsunterricht aus Mangel an Mitteln unmöglich gemacht wird. Die passendste Gelegenheit, den himmelschreienden Mißstand, der sich in der Thatsache ausdrückt, daß in Deutschland über 800 Gemeindchen ohne jegliche Veranstaltung für den Religionsunterricht existieren, vor aller Augen aufzudecken, ist leider versäumt worden. Die hohen Festtage, die die ganze Gemeinde Israels in hellen Scharen zum Gotteshause führt, wären der wichtigste Zeitpunkt, auf diesen Schaden im Hause des Herrn unsere Glaubensgenossen nachdrücklich hinzuweisen. Eine Abhilfe der Notlage, in der sich der Religionsunterricht befindet, kann nur auf breiterer Grundlage ins Werk gesetzt werden. Noch steht das Schlußfest aus und so mögen im ganzen Reich die Herren Rabbiner mit der ganzen Kraft der Rede zur Beseitigung oder auch wenigstens zur Linderung dieses Notstandes auffordern. Was nützen all die Abwehrbestrebungen, wenn die Fäulnis im Innern weiter um sich greift, was nützt das Ausstreuen all der guten Saaten, wenn immer neues Unkraut aus der Erde wuchert? Den Rabbinern und Predigern ist hier eine Aufgabe in der innern Missionierung der zerstreuten Glieder unseres Volkes gesetzt, der sie sich um so williger hingeben müssen, als ihre Kräfte nicht wie bei anderen Geistlichen durch eine äußere Mission zersplittert werden.

— **Reichenheimsches Waisenhaus.** Der Bericht über das Reichenheimsche Waisenhaus der jüdischen Gemeinde zu Berlin (Weinbergsweg 11 c.) für das Geschäftsjahr 1894/95 ist soeben erschienen. In der Anstalt werden 79 Zöglinge verpflegt, und zwar 47 Knaben und 32 Mädchen. Die gesamten Ausgaben für das Waisenhaus betrugen in diesem Jahre 50120 Mark, die durch die Zinsen eigener Fonds und einem Gemeindezuschuß in Höhe von 26718 Mk. aufgebracht wurden. Die Ausgaben für Beköstigung betrugen auf den Kopf verteilt $0{,}43^3/_{10}$ Mark gegen $0{,}44^8/_{10}$ Mark im vorigen Jahre. Alle Zöglinge besuchen öffentliche Schulen, doch wird nebenher in der Anstalt den Zöglingen Unterricht im Gesang und im Turnen erteilt. Außerdem besteht ein Handfertigkeitsunterricht für Holzarbeiten. Das Waisenhaus steht unter der Verwaltung eines Kuratoriums, dessen Vorsitzender Herr Louis M. Bamberger ist, und unter der Leitung des Direktors Dr. Jutrosinski.

— **„Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben“.** Der Ahlwardt-Moniteur, der dieses viel gemißbrauchte Wort mit frommen Augenaufschlag breitzutreten pflegt, hält sich gleichwohl darüber auf, daß in Berlin, nach der Forderung des Zentralvereins für die Interessen der jüd. Gemeinde „nicht weniger als vier neue Synagogen“ gebaut werden sollen. Hierzu bemerkt die „Volks-Zeitung“:

„Wir unsererseits würden es ganz in der Ordnung finden, wenn gewisse Freunde der Kaiser Wilhelm-Kirche, die sehr glücklich waren, als für diese Kirche auch jüdische Freunde der „Erhaltung der Religion“ Beiträge von ca. 50,000 Mk. spendeten, nun auch ihrerseits sich durch angemessene Geldspenden für den Bau der vier neuen jüdischen Gotteshäuser interessierten. Oder wollen die frommen Christen in echt christlicher Bescheidenheit den Opfermut der Toleranz ihren jüdischen Mitbürgern überlassen?“

— **Das Stöckersche „Volk“** muß sich vom „Vorwärts“ auffordern lassen, von folgender Mitteilung Notiz zu nehmen:

„In der Wilhelmstraße 30-31 existiert eine Firma, die sich Vaterländische Verlagsanstalt H. Oberwinder nennt. Diese Firma betreibt wesentlich die Herstellung christlicher Erbauungsschriften; auch die Zeitung „Das Volk“ wird von der Gesellschaft verlegt und in deren Offizin gedruckt. Am letzten Sonntag Vormittag gegen 9 Uhr begab sich ein Schutzmann der zuständigen Revierwache in die Arbeitsräume der Vaterländischen Verlagsanstalt H. Oberwinder und konstatierte folgendes: Zwei Arbeiter waren am heiligen Sabbat in der Stereotypie mit regem Eifer thätig; desgleichen mühten sich in der Buchbinderei am Tage des Herrn zwei Gehilfen und drei Mädchen im Schweiße ihres Angesichts, um große Stapel

eines kirchlichen Kalenders, sowie noch größere Quantitäten frommer Jugendschriften zu falzen und einzubinden. Diese Sonntagsarbeit in dem frommen Geschäfte bedeutet nicht allein eine Verletzung der göttlichen, sondern auch ein Vergehen gegen die weltlichen Gesetze, es war nämlich nicht die polizeiliche Genehmigung zur Sabbatschändung eingeholt worden"

Wäre Aehnliches von einem jüdischen Geschäfte berichtet worden, das „Volk" würde sicherlich in religiös-epileptische Zuckungen verfallen sein.

— **Berichtigungsverfahren.** In Nr. 33 brachten wir, wie unsere Leser sich erinnern, einen Artikel unter dem Titel „Koscher". Aus diesem Artikel drechselte die „Staatsbürger-Zeitung" das folgende Interfilet:

„Koscherer Schwindel wird jetzt vielfach betrieben. Koscherer Schwindel — was ist darunter zu verstehen? Unter „koscher" verstehen die strenggläubigen Juden solche Speisen, die ihnen zum Genuß erlaubt sind. Gleichwohl finden sich in jüdischen Blättern koschere Anpreisungen, die sich von vornherein als schwindelhaft ererweisen, wie z. B. Anempfehlungen koscherer Kochherde, ritueller jüdischer Schächtmesser, koscherer Zigarren, bei denen beiläufig die Spitze nicht mit Kleister, sondern mit Eiweis geklebt ist, ferner von rituellen Jom-Kupper-Schuhen, koscheren Sesseln ꝛc. Es ist für den jüdischen Geschäftsgeist bezeichnend, daß er sich bei seinen schwindelhaften Reklamen selbst des Wortes koscher bedient."

Der tendenziöse Schluß veranlaßte uns von der Zeitung die Aufnahme einer Berichtigung zu fordern, die mit Nennung von Namen feststellte, daß die in Betracht kommenden Firmen sich ausnahmslos in — nichtjüdischen Händen befinden. Unsre Freundin in der Lindenstraße schwieg die fatale Berichtigung einfach tot. Wir sahen uns darum genötigt, die Hilfe der Staatsanwaltschaft anzurufen, die nunmehr gegen den Redakteur Dr. Bachler das Berichtigungsverfahren eingeleitet hat, so daß die Berichtigung, wenn auch etwas verspätet, demnächst erscheinen wird.

— **Kein „Judenblatt"** ist das „Kleine Journal". Der Chefredakteur und Verleger des Blattes, Verfasser der „Ballhaus-Anna" und Rechtsanwalt beim Landgericht I. Dr. Leon Leipziger veröffentlicht in der „Kreuzzeitung" eine Berichtigung, in der er feststellt, „daß der Besitzer und Chefredakteur des „Kleinen Journals", der erste und zweite politische Redakteur, der erste und zweite Feuilleton-Redakteur, der erste und zweite Lokal-Redakteur, unser Musik- und Schauspiel-Kritiker, unsere Korrespondenten in Wien, Paris, Petersburg, Sofia u. s. w. durchweg Christen sind." — Wir nehmen hiervon mit Befriedigung Notiz.

* t **Aus Oesterreich-Ungarn.** Die Gemeinderatswahlen in Wien werden hier in der gesamten Presse cis und trans der Leitha noch immer diskutiert. In Budapest, wo die Presse keine Zensur zu fürchten hat, ist es seit geraumer Zeit offenkundig, daß die antisemitische Bewegung, in deren Banne die Haupt- und Residenzstadt Wien ist, unter dem Patronat des Wiener Hofes steht und sich der Unterstützung allerhöchster Personen erfreut. Graf Moritz Esterhazy und Graf Ferdinand Zichy, die Führer der ungarischen Volkspartei, sorgten auch wohlweislich dafür, daß diese Thatsachen jedermann bekannt wurden, ja sie lieferten in verschiedene Redaktionen sogar allerlei Schriftstücke, die hierauf Bezug hatten, mit der ausgesprochenen Absicht, daß sie zur Veröffentlichung gelangten. So wurde es denn in Pest allgemein bekannt, daß an der Spitze der antisemitischen Wahlbewegung eigentlich die — Erzherzogin Maria Theresia stand, die ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um den Sieg der Antiliberalen noch glänzender zu gestalten. Es heißt, daß die Erzherzogin für diesen Zweck sogar große Geldsummen — man spricht von drei Millionen Gulden — verwandt habe. Auch von den treibenden Motiven dieser den Juden so feindseligen Stimmung verlautet so manches, und neben den politischen Ursachen wird auch eine sehr romantische erwähnt. Man erzählt sich nämlich, daß die hohe Frau den Juden deshalb so gram sei, weil es — eine Jüdin gewesen, welche das Eheglück ihres Sohnes Erzherzog Otto vergiftet. Ueberdies übe auch der Beichtvater der Erzherzogin, ein eingefleischter Antisemit, großen Einfluß auf die Prinzessin sowohl, wie auf die Stimmung des Hofes, der in Lueger einen wahren Kreuzritter sieht. Nach alledem hält man es hier für mehr als wahrscheinlich, daß Dr. Lueger, an den die Erzherzogin nach den Wahlen sogar ein eigenhändiges Glückwunschschreiben gerichtet, die Bestätigung des Monarchen als Bürgermeister erhält.

— Die Talmud-Thora-Schule der israelitischen Kultusgemeinde Prag tritt mit dem neu beginnenden Schuljahr 1895–96 in das 40. Jahr ihres Bestandes. Die israelitische Kultusgemeinde-Repräsentanz hat eine Erweiterung und Reorganisierung dieser Schule vorgenommen, hat die Schulklassen vermehrt und die Schulräume zweckentsprechend adapiert. Die Talmud-Thora-Schule, die aus einer Knaben- und Mädchen-Abteilung besteht, dient nicht nur als wirksamste Unterstützung des obligaten Religionsunterrichtes, sondern hat auch den Zweck der heranwachsenden Jugend gründliche Kenntnis in den Büchern der heiligen Schrift und der hebräischen Sprache zu vermitteln. In den 8 aufsteigenden Jahrgängen der Knabenklassen waren im Schuljahre 1894—95 384 Knaben und in den 5 aufsteigenden Klassen der Mädchenabteilung 212 Mädchen eingeschrieben. An der Anstalt wirken 6 Lehrkräfte. Die Anstalt steht sowohl unter Aufsicht des Herrn Oberrabbiners als Schulinspektor als auch unter staatlicher Inspektion. — Die Talmud-Thora-Schule begeht im neuen Schuljahre im Laufe des Monats Oktober eine seltene Doppelfeier: Der erste Lehrer, der bei Gründung der Anstalt im Jahre 1856 angestellt wurde, Herr Benedikt Donat, feiert nebst seinem 70. Geburtstage auch das seltene Fest seines 40jährigen Amtsjubiläums als Lehrer dieser Schule.

— In den letzten Tagen tauchte wiederholt die Nachricht auf, daß Baron Hirsch seine in Wien und Galizien für arme Gewerbetreibende ohne Unterschied der Konfession errichteten Wohlthätigkeitsinstitute aufgelöst habe. Die Nachricht ist in dieser Form unrichtig. Weder das in Wien, noch die in Galizien bestehenden Wohlthätigkeitsinstitute wurden aufgelöst, sondern blos reorganisiert. Das Wiener Bureau wurde von Baron Hirsch monatlich mit 10,000 fl. dotiert. Das galizische Institut erhielt 12,000 fl. monatlich. Die Leitung des Wiener Institutes war einem Damenkomitee anvertraut. Baron Hirsch hat nunmehr die Leitung des Institutes aus sachlichen Erwägungen einem aus drei Herren bestehenden Komitee übertragen. Die Reorganisierung besteht hauptsächlich darin, daß nunmehr blos unverzinsliche rückzahlbare Darlehen gewährt werden. Gegen einen Darlehensnehmer, der zahlungsunfähig geworden, werden auch in Zukunft keine gerichtlichen Schritte ergriffen werden. Doch soll jeder, der seiner Zahlungspflicht nicht nachgekommen ist, die Berechtigung verlieren, ein zweites Mal die Hilfe des Institutes in Anspruch zu nehmen. Die neue Leitung nahm ihre Thätigkeit bereits Dienstag den 1. Oktober auf. Das neue Bureau befindet sich in der Weihburggasse.

— Dem Hause der Magnaten in Pest wurde am Donnerstag das Nuntium des Hauses der Abgeordneten, betreffend den Gesetzentwurf über die Rezeption des israelitischen Glaubensbekenntnisses, unterbreitet. Nach Verlesung des Nuntiums erklärte der Alterspräsident, die Vorlage werde nunmehr der königlichen Sanktion unterbreitet werden.

* r **Aus Rußland.** Wie der halbamtliche „Warschawskij Dnewnik" meldet, ist im Generalgubernium im Weichselgebiete ein Projekt ausgearbeitet worden, wonach sämtliche im Nordwestgebiete liegenden Städtchen in Dörfer verwandelt werden sollen. Die Anregung zu diesem Projekte ging vom Wilnaer Generalgouverneur Orschewskij aus, der die Durchführung dieses Planes im Interesse der Bauernschaft als wünschenswert erklärte. Durch diese Verfügung würden aber die Juden hart betroffen werden, denn mit der Verwandlung der Städtchen in Dörfer verlieren sie das Wohnrecht in letzteren und würden somit gezwungen, ihre alten Wohnplätze zu verlassen. Es ist somit begreiflich, daß die Meldung des „Warschawskij Dnewnik" unter den in den Städtchen des Nordwestgebietes lebenden Juden große Bestürzung hervorgerufen hat. Aus guter Quelle verlautet jedoch, daß Graf Schuwalow, der Chef im Weichselgebiete, die Durchführung dieses Projektes erst dann zu befürworten geneigt wäre, wenn die Juden, welche nunmehr in den Städtchen leben, keinen Schaden von der Umwandlung derselben in Dörfer davontragen, d. h. wenn sie auch in den Dörfern belassen würden.

— Bekanntlich wurde vom Finanzministerum die Verfügung getroffen, daß die in Odessa bestehende Handelsakademie, welche durch die Mittel der in Odessa lebenden Juden und Christen erhalten wird, bei der Aufnahme von jüdischen Schülern ein gewisses prozentuelles

Verhältnis bezüglich der christlichen Schüler beobachten müsse. Doch wurde bestimmt, daß im Falle die Zahl der christlichen Schüler nicht komplet sein sollte, die vakanten Plätze jüdischen Schülern zufallen dürfen. Thatsächlich wird aber diese Bestimmung des Ministers durch die Willkür des pädagogischen Rates der Handelsakademie zunichte gemacht. In diesem Schuljahre sind in der Handelakademie mehr als 40 Plätze vakant, und dennoch wurden die jüdischen Schüler, welche sich um diese Plätze bewarben, sämtlich zurückgewiesen. Der Direktor der Akademie hat zwar die Besetzung der vakanten Plätze durch jüdische Schüler befürwortet, der pädagogische Rat der Akademie jedoch wies die jüdischen Bewerber zurück.

— Der Erzbischof Nikolai von Kiew weilte dieser Tage in seiner Vaterstadt Nowomirgorod, einem im Gouvernement Kiew liegenden und größtenteils von Juden bewohnten Orte. Er besuchte die dortige Synagoge, wo ihm von den Juden ein Pentateuch in hebräischer Sprache als Geschenk überreicht wurden. Bei dieser Gelegenheit hielt der Erzbischof eine bedeutsame Rede, die das weitestgehende Interesse verdient. Er sagte: „Ich danke Ihnen allen für das gute Andenken, das Sie mir bewahrt haben, noch mehr aber danke ich für die mir in diesem Gotteshause erwiesene Ehre. Gerne nehme ich das mir dargebrachte Geschenk entgegen. Dieses Buch ist den Christen ebenso heilig wie den Juden. Was mich persönlich betrifft, so kann ich mit reinem Gewissen sagen, daß ich von den hiesigen sowie von anderen Juden, denen ich in meinem Leben begegnet war, nur Sympathisches gesehen habe. Einigen dieser Juden, besonders meinen Schulkollegen aus dem Gymnasium zu Slatopol, bewahre ich noch jetzt meine besten Erinnerungen. Zu meinem tiefsten Bedauern teilen nicht alle meine Konnationalen diese meine Ansicht; im Gegenteil, es giebt in Rußland und auch im Auslande viele Leute, die den Juden keine Sympathien entgegenbringen und Ansichten bekunden, welche nicht zu billigen sind. Aus der Tiefe meiner Seele wünsche ich Ihnen allen Glück und Wohlfahrt und hege die Hoffnung, daß das Volk Israel, wie der Apostel Petrus sagte, nicht auf immer von Gott verlassen sein wird. O, gebe Gott, daß diese Zeit bald anbreche!"

* St. **Aus Amerika.** Es ist nun etwas über ein Jahr, seitdem der Gelehrte und ausgezeichnete Kanzelredner Dr. Alexander Kohut zu Grabe getragen ward. Gestern nun wurde das von der Gemeinde Ahavath Chesed errichtete Grabdenkmal in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung enthüllt. Sein Nachfolger Rabbiner Dr. Davidsohn, hielt eine der Feier entsprechende Ansprache, welche den Gefühlen der Grmeindemitglieder vollen Ausdruck verlieh. Unter anderem sagte er: „Das Judentum duldet keine Menschenvergötterung, es kennt keinen Totenkultus. Und mag auch jemand die höchste Stufe menschlicher Würde erklommen haben und mit den herrlichsten Tugenden geschmückt sein, er bleibt für uns nur ein Sterblicher. Keine Tempel erheben sich über die Gräber unserer Propheten, wir zeigen keine Reliquien von den Gebeinen unserer Propheten. Diese skrupulöse Vermeidung alles dessen, das abgöttisch erscheinen könnte, beeinträchtigt jedoch nicht unsere Liebe zu denen, die uns im Leben angehört und die auch noch im Tode durch den Geist ihrer Lehrer und das Unsterbliche ihres Wirkens teuer bleiben. In diesem Geiste stehen wir jetzt am Grabe des großen Toten, der nicht nur seiner Familie und seiner Gemeinde, sondern im besten Sinne durch sein Wissen der Welt angehörte. Es kann unsere Absicht nicht sein, durch das Monument den toten Kohut zu ehren. Was tot ist, kann nicht geehrt werden. Und sollen wir den lebenden, den unsterblichen Kohut ehren? Befreit von seiner irdischen Hülle, ist er erhaben über die Ehrenbezeugungen der Menschen. Nein, wir sind hier um unserer selbst willen, um hier an dieser Stätte des Friedens, hier, wo jede niedrige Leidenschaft schweigt, unsere Seelengemeinschaft zu erneuern mit dem Geiste des Lehrers." Herr Louis Apt, ein begeisterter Freund des hingeschiedenen Lehrers, legte einen warmen Redetribut, der alle zu Thränen hinriß, auf die frische Grabstätte und der Rabbiner Stephen Wise schloß mit einem schwungvollen, tief ergreifenden Gebet.

— Die jüdische Chantauqua-Gesellschaft, welche von Rabbiner Dr. Berkowitz in Philadelphia angeregt und ins Leben gerufen wurde, macht erfreuliche Fortschritte. Fünf Lesekurse wurden eingerichtet und werden von zahlreichen Lesern mit Interesse verfolgt und ausgebeutet. Der von Professor Gottheil hier in New-York ausgearbeitete Kursus, umfassend die Geschichte der Juden von Esra bis zur christlichen Epoche, erfreut sich großer Beliebtheit. Dr. Hirsch von Chicago hat es unternommen, Lesestücke aus der Bibel auszuwählen und zusammen zu stellen, um eine größere Vertrautheit mit dem ethischen Schatze des biblischen Schrifttums zu veranlassen. Im nächsten Sommer soll die erste Sommer-Schule der jüdischen Chautauqua eröffnet werden, und der Plan fand die Unterstützung der jüngst in Rochester stattgefundenen Rabbinerversammlung. Die Konferenz hat die Leitung des erziehlichen und religionsfördernden Teils dieser Schule übernommen und die folgenden Herren als Komitee mit der Ausführung beauftragt: Rabbiner Gottheil und Kohler von New-York; C. Fleischer, Boston; Ph. J. Gries, Cleveland; L. Großman, Detroit; M. Margolis, Cincinnati, mit Dr. Berkowitz, Philadelphia, als Vorsitzendem.

Hier und dort.

— In feierlicher Weise eingeweiht wurde kürzlich das von einem Mitgliede unsrer Gemeinde, Herrn James Simon, dem Verein für häusliche Gesundheitspflege zum Besten seiner Ferienkolonien geschenkte „Kaiser und Kaiserin Friedrich Berliner Sommerheim" in Kolberg. Um $11^1/_2$ Uhr vormittags versammelte sich in dem großen Speisesaal der Anstalt die Festversammlung. Als Vertreterin der Kaiserin Friedrich, der Protektorin des Berliner Vereins für häusliche Gesundheitspflege, war die Gräfin Perponcher erschienen. Aus Berlin waren die Vorstände des Vereins und des Komités für Ferienkolonien, der Geschenkgeber mit seinen Verwandten, sowie der Erbauer des Hauses gekommen. Von Kolberg hatten sich der Bürgermeister, Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung, die evangelische und jüdische Geistlichkeit 2c. eingefunden. Nach Begrüßung der Anwesenden durch den Vorsitzenden des Vereins für häusliche Gesundheitspflege, Herrn von Bunsen, übergab Herr James Simon das Heim an den Verein, dessen Vorsitzender das hochherzige Geschenk dem Komité für Ferienkolonien überwies. Hierauf hielt der zweite Vorsitzende des beschenkten Vereins, Herr Direktor Schrader, eine auf die festliche Veranlassung bezügliche Ansprache. Nach Schluß der Rede, welche in ein Hoch auf die Kaiserin Friedrich ausklang, überreichte ein Kind unter Führung der Oberin der Anstalt, Fräulein Nisbet, der greisen Mutter des Herrn James Simon mit einigen herzlichen Versen einen Blumenstrauß. Ein Musikstück schloß die schöne Feier. An den feierlichen Akt schloß sich eine Besichtigung der ganzen Anstalt, deren Einrichtung von allen Seiten als mustergiltig anerkannt wurde.

— Hammerstein's Reiseroute glaubt der „Vorwärts" zu wissen. H. habe sich schon vor einiger Zeit in Havre auf einem Salondampfer der Kompagnie Transatlantique nach Amerika eingeschifft. Man nimmt nun an, daß er sich dort nach Washington gewendet habe, woselbst ein Verwandter von ihm (Herr Legationsrat v. Kettler) im Reichsdienste thätig ist. — Wird sich Herr v. Kettler freuen!

— Das Ideal des Herrn Liebermann von Sonnenberg ist der flüchtige Freiherr Woßu. Die Antisem. Korresp. des Herrn v. L. erörtert in der Nummer vom 26. September den Fall Hammerstein zum ersten Mal, wobei sie wörtlich schreibt: „Wie alles bei diesem außergewöhnlichen Menschen, so haben auch seine Vergehungen einen Zug ins Großartige". Diese Bewunderung enthält nichts Wunderbares, denn was will die wechselreiche Vergangenheit des Herrn von Liebermann gegenüber den grandiosen Leistungen seines freiherrlichen Gesinnungsgenossen bedeuten!

— Personalien. Dr. Marcus Dienstfertig, Prediger in Kuttbus ist am 3. d. M. verschieden. — Zum Rabbiner in Rogasen ist Dr. Isaak Auerbach aus Halberstadt gewählt.

Dalles und Jezerhore.*)

Auf der kühlen Esplanade,
An der grünen raschen Traun
Hält die Mode Wachtparade;
Seltsames ist da zu schau'n.
Zwei Gesellen, welterfahren,
Trafen zwischen Wandelscharen
Sich nach langer Trennung endlich,
Suchen ihre Opfer hier
In der Lüste Prunkrevier.
Und der Eine, leicht verständlich,
Sieht verkommen aus, fragwürdig,
Müd' und mürrisch, sorgenbürdig!
Doch des Andern Mienen flinkern
Lustig und genußbegierig.
Die Geberden leicht und rührig,
Sündenkundig, höhnisch, fein. —

„Sei gegrüßt mir, armer Teufel!" —
‚Ei, das wirst Du selber sein,
Nach dem Ausseh'n ohne Zweifel!'
Lauten Gruß und Gegengruß.

Der, voll Mißmut und Verdruß,
Ist gewiß der Dalles, meint Ihr,
Jezerhore doch der Zweite.

O, welch' Irrtum scheint hier
Obzuwalten! Geht bei Seite,
Lauschet ihrem Zwiegespräch,
Wer da klaget über Pech:

„Höre mit gespanntem Ohre",
Sagt zum Dalles Jezerhore,
„Nicht mit Unrecht nanntest Du
Armen Teufel mich, nur zu!
Ach, mir geht es zum Erbarmen;
Sonst und jetzo, wie verschieden!
Glückt es sonst mir, einen armen
Dummen Juden auf der Reise
Zur nicht rituellen Speise
Zu verführen, grinst zufrieden
Meister Satan, und gemieden
Ward der Sünder von den Seinen.
Aber nun, man soll's kaum meinen,
Heißt es: ‚Weiter nichts? Schon gut!
Wenn er nur nichts Schlimm'res thut..'
Bracht ich sonst zum Scharmutzieren,
Oder nur zum Kokettieren
Eine Maid, ha welch ein Zetern
Sich erhob da bei den Vettern
Und den Basen. Aber jetzt?
Was ich auch ins Werk gesetzt,
Eine um den Ruf zu bringen,
Will mir niemals recht gelingen.
Die dort in juwelbeschwerten
Prachtgewändern, mit dem Schweif
Von Verehrern und Erhörten,
Rings umtänzelt vom High lite,
Schamerröten und Erbleichen,
Das besorgt die Puderquaste
Ihr, der Schminktopf und die Paste,
Und von ihrer Sündenliste
Pfeifen Spatzen auf dem Dache,
Kräht der Hahn schon auf dem Miste.
Schadet all das ihr? Ich lache –
Sieh' den Geck, die Burgruine,
Bietet mit verliebter Miene
Reichtum, Adelswappen ihr,
Nennt sie seines Kreises Zier.
Bald zählt sie gar zu den Frommen —
Mag es diesen wohl bekommen! . . .
O, du gute alte Zeit,
Wo es puncto Ehrlichkeit
Leicht war einen schlecht zu machen,
In Geschäfts- und Geldessachen
Einen Schritt vom Weg zu bringen,
Lax zu sein in Ehrendingen,
Ein Prozentchen mehr zu nehmen,
Sich der Lüge zu bequemen.
Ueber solche arme Schlucker
Fielen gleich her Tugendmucker;
Und die Hölle roch den Braten
Trotz verschmitzter Advokaten . . .
Heutzutag' muß ich zerbrechen
Satanskopf mir, tot mich sprechen,
Zu den ärgsten Freveln treiben,
Um in meinem Amt zu bleiben.
Mag ein Schuft dann schamlos lügen,
Gott und Menschen frech betrügen,
Arg verwechseln Mein und Dein,
Ehr' abschneiden und vergiften
Oeffentlicher Meinung Schriften.
Haß und Zwist und Unheil stiften,
Alle gegen alle hetzen:
Zählet er nur zur Partei,
Wer und was sie immer sei: —
Klerikal, x-national,
Oder christlich-sozial,
Nenn' sie sich Antisemiten,
Oder Feder-Maulbanditen —
‚Sonst nichts'? hämisch lacht die Brut,
‚Wenn er nur nicht Aerg'res thut!'
Leicht ward sonst mir das Verführen,
Lust konnt' ich dabei verspüren.
Aber jetzt trotz Müh' und Plag',
Kommt für mich kein guter Tag.
Welt und Satan, lieber Dalles,
Fragen höhnisch: ‚Ist das alles?!'

Darauf der Dalles: „Guter Mann,
Da bin ich weit besser dran.
Einst mußt' ich mich plagen, quälen,
Wohnte blos in dumpfen Höhlen,
Trock'nes Brot aß ich mit Schimmel,
Ward vertröstet auf den Himmel,
Stumm blieb ich bei rohem Schmählen,
Ging einher in schlotterigen,
Arg zerfetzten Lumpenhüllen,
Und ich mußt' mich krümmen, biegen,
Um der Not nicht zu erliegen.
Ich verbiß den Grimm im Stillen . .
Jetzt hingegen, sieh' mich an:
Stelle ich nicht meinen Mann?
Aller Sorgen los und ledig,
Frei und froh und laut geredig,
Doch nicht protzenhaft geziert,
Im Auftreten distinguiert,
Die Gewandung elegant.
In dem feinsten Restaurant
Sieh, wen findest Du da? Mich!
Schließ' die feuerfeste Kassen
Auf, wer ist darin? Ich, ich!
Gläubiger hab' ich in Masse,
Mehr Kredit noch; findest mich
In den fashionablen Bädern;
Ich kutschier auf Gummirädern.
Sport und Rennen, wo gescheidter
Oft das Roß ist, als der Reiter,
Kennen mich; im Jockeyklub,
Wo nach Schätzen keiner grub,
Beim Ballet bin heimisch ich.
Im Kongreß der Potentaten,
Wo Volksboten auch beraten,
Fehl', dem Geiste nach, ich nie —
Jezerhore, frag nicht, wie?
Selbst die sogenannten Reichen
Zittern bang vor meinen Streichen.
An der Börse und in Banken,
Ob Papiere stiegen, sanken, —
Freundchen, nimmer wund're Dich, —
Da bin ich und wieder ich!
And're sammeln, ich erwart' es
Und verzehre ihr Erspartes.
Ob im Fracke, ob in Blousen,
Trag' ich gleichen Sinn im Busen.
Auch aus Marrens und Lasalles
Werken deutlich spricht der Dalles. —
Früher stiller Kompagnon,
Tauschen wir die Rollen schon!
Ich bin Du und Du bist ich.
Du vertrittst mich und ich Dich.
Wirst Du auch bald überflüssig,
Satan ist darum nicht müßig,
Wird schon seine Rechnung finden.
Ungeheuer wachsen Sünden
Nicht Verführung herrscht, nicht Geld!
Dalles — ich — regier' die Welt.

N - Z.

*) Das Wort Dalles bedarf der Uebersetzung nicht; „Jezerhore" (korrumpiert von Jezer hara) bedeutet soviel wie „böser Trieb", Versucher, Verführer.

Lose Blätter.

* **Auch „Kriegserinnerungen".** Israelitischen Soldaten begegnete es im Kriege 1870/71 eigentümlicher Weise einmal, daß ein hebräisches Lied, das sie sangen, für ein französisches gehalten wurde. Dieser launige Vorfall wird wie folgt erzählt: „Es war auf dem Marsche zwischen Chalons und Paris. Die Soldaten sangen vaterländische Lieder. An der Spitze des Regiments marschierte eine Anzahl jüdischer Soldaten, meistens Freiwillige. Sie unterhielten sich von der Heimat. Wären sie zu Hause, so befänden sie sich in der Synagoge, denn es ist Sabbat. Allmählich verstummt der Gesang der Soldaten und die Glocke des nahen Kirchturms verkündet die zehnte Morgenstunde. „Jetzt ist in der Heimat", meinte der eine, „die Synagoge bald aus, denn es schlägt gewöhnlich 10 Uhr, wenn der Schlußgesang „En Kelohenu" gesungen wird." Sofort stimmt ein anderer den erwähnten Schlußgesang an, und alle fallen kräftig ein: „En Kelohenu, en Kadonenu &c." So hallt denn die morgenländische Melodie, von kräftigen Männerkehlen gesungen

über die Landstraße, und die semitischen Brüder verkünden, daß niemand dem wahren Gott gleiche. Da stürzt ein Unteroffizier herbei und ruft eifrig: „Dat jeht nich, französche Lieder dürfen hier nicht jesungen werden." Trotzdem man unter lautem Lachen dem Vaterlandsfreunde auseinandersetzte, daß „En Kelohenu" ein hebräisches und kein französisches Lied sei, so war es doch um die feierliche Stimmung geschehen, und der Gesang wurde nicht weiter fortgesetzt.

— Ein jüdischer Kaufmann begegnete nach dem Kriege im Jahre 1866 einem preußischen Tambour und war nicht wenig verwundert, auf dem Felle der Trommel die jüdische Inschrift zu lesen: „Erhebe Dich o Herr, daß zerstreut werden Deine Feinde!" „Wie kommt denn dieser Satz hierher?" fragte der erstaunte Kaufmann. Der Tambour antwortete: In der Schlacht bei Königgrätz wurde meine Trommel durchlöchert wie ein Sieb. Ich hatte gut herumsuchen, ich fand kein Pergament. Endlich bezeichnete man mir einen jüdischen Schreiber (Sopher), der welches haben würde, da er sich desselben zum Schreiben der Bibel und anderer religiösen Dinge bediene. Ich laufe also zu ihm und finde ihn gerade, wie er auf ein Blatt Pergament die Worte schreibt, die Sie soeben gelesen. Ohne viel Worte zu machen, nahm ich es ihm fort, und fragte, was die Worte bedeuteten. „Es ist dies", sagte er, „der Anfang eines Gebetes, das die österreichischen Juden an Gott richten für den Sieg ihrer Armee. „Das macht nichts", erwiderte ich, „dieses Gebet wird auch unserer Armee nützen können".

— Musketier Rosenbaum. Ein Berliner Korrespondent der „Montags-Revue" machte nach dem Kriege von 1870/71, folgende interessante Mitteilung: „Da erzähle ich vom Ritter des eisernen Kreuzes, dem Musketier Rosenbaum, der eben im Begriff ist, den Ruhm des Füsilier Kutschke zu verdunkeln. Rosenbaum ist aus der Provinz Posen gebürtig. Die Wiege seiner Ahnen stand an den Ufern des Jordan. Er rückt hinaus mit ins Feld, und da im preußischen Heere bekanntlich viel auf Ordnung gehalten wird, so fehlte auch im Kriege der tägliche Appell niemals. Eines Tages, es war in Nancy, hält der Hauptmann wiederum Appell ab und Rosenbaum musternd, fragte er mit gerunzelter Stirn: „Musketier Rosenbaum, warum sind Ihre Knöpfe nicht blank geputzt?" „Ach, Herr Hauptmann, ich bin nicht eitel!" entgegnete philosophisch der Musketier, wofür er drei Tage Mittelarrest erhielt. Aus der Haft entlassen, begegnete Rosenbaum seinem Hauptmann, hielt es aber nicht für nötig, diesen zu grüßen. „Warum haben Sie mich gestern nicht gegrüßt?" heißt es natürlich am nächsten Morgen. „Ach, ich glaubte, Sie sind noch böse, Herr Hauptmann!" war die Antwort. Aber Rosenbaum ist ein tapferer Soldat. Im nächsten Kampfe nimmt er eine Mitrailleuse, erhält das eiserne Kreuz, wird am Arm schwer verwundet und ins Lazareth gebracht. Dort erhalten die Verwundeten alsbald den Besuch eines frommen Feldpredigers, der es für angemessen erachtet, die Leidenden also zu apostrophieren: „Wißt Ihr aber auch, weshalb Ihr so leidet? Wißt Ihr aber auch, was der himmlische Vater mit Euch vor hat, wenn er Euch hier verwundet werden ließ? Wißt Ihr aber auch —" Da wendet sich Rosenbaum mit schmerzverbissenem Lächeln zu seinem Nachbar und sagt, die unverwundete Achsel zuckend: „Bei die Schmerzen auch noch Rebusse!" — Das ist die Legende vom Ritter Rosenbaum und die Wahrheit zu sagen, ich habe schon viel weniger kurzweilige Legenden aus dem letzten Kriege mit anhören müssen." — Wir auch.

Aphorismen und Sentenzen.

12. Etwas mußt du haben, was dein Denken in Thätigkeit setzt, etwas, was dein Herz bewegt, etwas, was deine Phantasie beschäftigt. Bietet es sich dir nicht, so suchst du es. Findest du es nicht in dir, so suchst du es draußen; das ist vom Uebel. Wenige suchen es in großen, die meisten in kleinen Dingen, das ist von noch größerem Uebel.

13. Die Menschen machen ein gleich großes Lärmen von dem kleinsten Unrecht, das ihnen gethan wird, wie von dem kleinsten Recht, das sie thun.

14. Du glaubst volles Recht zu haben, dich über einen andern zu beklagen, und siehe da — er entgegnet dir mit schweren Klagen über dich, und wundersam — ihr habet beide Recht dazu.

15. „Nach dem Garten ist der Gärtner." (Sota 13.) Das heißt: Nach den Kindern kann man die Eltern, nach den Schülern den Lehrer beurteilen, überhaupt aber nach der Art der Arbeit den Arbeiter, nach der Handlungsweise den Menschen. Indes muß in allen solchen Fällen die höchste Vorsicht angewendet werden; denn es müssen die gegebenen Verhältnisse berücksichtigt werden, wie bei dem Garten die Fruchtbarkeit des Bodens, die freie oder geschützte Lage, die Mittel u. s. f.

16. „Nach dem Scharfsinn ist der Irrtum." Es ist ein sehr richtiger Satz, daß je größer der Scharfsinn, desto größer auch der Irrtum; denn der Scharfsinnige läßt sich allzu leicht, durch das Bewußtsein seiner Kraft verleitet, auf die Lösung von Problemen ein, die doch nicht zu lösen sind, und zugleich sucht er nach Einzelheiten, die ihn von der Erkenntnis des Ganzen abziehen, findet in Nebendingen eine Bedeutung, die sie in der Gesamtheit nicht besitzen.

17. „Steige eine Stufe hinab und nimm dir eine Frau; steige eine Stufe hinauf und wähle dir einen Freund." (Jebam. 6.) Es ist gut, wenn die Frau zu dem Manne hinauf sieht, so wie es wirksam ist, wenn wir einen Freund besitzen, vor dem wir Achtung haben, so daß uns an seiner Meinung Vieles gelegen. Wenn die Frau an Rang und Reichtum über dem Manne steht, so gerät dieser in eine Stellung, welche unerträglich werden kann. Der an Geist oder Einfluß über uns stehende Freund aber wird uns wirklich fördern.

18. Fange wenig an, aber vollend' es — dann bist Du groß und stark. Wer vieles anfängt, führt wenig aus und wird in allem zu Schanden.

19. „Großes gewollt zu haben, ist schon genug" — sagt ein alter Spruch. Wir sagen: die kleinste, wirklich vollbrachte That ist mehr.

(Nach Abot, 3,1.)

Brief- und Fragekasten.

— Herrn D. S. Levison, Krähwinkel. Ihre Briefe konnten wir nicht bringen; für die ernsten Feiertage waren sie zu heiter und für die freudigen zu traurig. Jetzt, nach den Festen, sollen Sie wieder zu Worte kommen.

— Antwort auf die Frage in vor. Nr. a) Die einjährige Dienstzeit für Lehrer tritt erst mit dem Jahre 1900 in Kraft. Bis dahin hat der alte Modus Geltung. b) Wo der Religionsunterricht gesetzlich geschützt und obrigkeitlich beaufsichtigt wird, müssen die Schüler auch am Sabbat an demselben teilnehmen. Dr. A.

— Die in Nr. 40 des Jeschurun gestellte Frage, ob jüdische Kinder, welche eine Rektoratsschule besuchen, an dem jüdischen Religionsunterrichte teilnehmen müssen, beantworte ich dahin, daß jüdische Kinder auf Grund des § 62 des Gesetzes vom 23. Juli 1847 an dem jüdischen Religionsunterrichte teilzunehmen verpflichtet sind. Daselbst heißt es: Eine jede Synagogengemeinde aber ist verbunden, solche Einrichtungen zu treffen, daß es keinem jüdischen Kinde während des schulpflichtigen Alters an dem erforderlichen Religionsunterrichte fehlt". Hierzu gehören also auch solche Kinder, welche die Rektoratschule besuchen, sofern sie noch nicht 14 Jahre alt sind. Nach dem Ministerialreskripte vom 6. Februar 1856 U. 23624 können jüdische Eltern seitens der Polizeibehörde angehalten werden, ihre Kinder an dem jüdischen Religionsunterrichte teilnehmen zu lassen, soweit Anstalten für den jüdischen Religionsunterricht vorhanden sind und soweit nicht Kinder den Religionsunterricht von qualifizierten Privatlehrern erteilt erhalten. Die zwangsweise Sistierung eines Kindes zur Schule — und also auch zur Teilnahme am jüdischen Religionsunterrichte — ist nach dem Ministerialreskripte vom 24. Sept. 1873 U. 34635 zulässig.

J. Gossel, Camen i./Westf.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 11. October in allen Synagogen Abends 5½ Uhr.

Sonnabend, den 12. October in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagen Morgens 9 Uhr.

Abendgottesdienst 5¾ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 6½ Uhr u. Abends 5 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synag. Morg. 7 Uhr und Abends 4½ Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung Sonntag, den 13. Oktober, Vorm. 11 Uhr im Sitzungssaale Oranienburgerstr. 30.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.

Beilage zu Nr. 41 der Allgem. Israelitischen Wochenschrift.

Zum Thora-Freudenfeste.

Von Dr. J. Niemirower.

„Es findet sich noch immer kein Bräutigam für meine Tochter.“ — „Ich sehe sie doch an ihrem Geburtstagsfeste von vielen Verehrern umringt.“ — „Es sind dies nicht wahre Verehrer, es sind Leute, die sich an dem Gedanken ergötzen, Verehrer einer liebenswürdigen Dame zu sein.“ — „Dann, mein Lieber, geht es Deiner Tochter wie es der Thora geht. Am Freudenfeste der Thora bewerben sich viele um den Titel „Bräutigam der Thora“ und schmeicheln sich Verehrer der Gotteslehre zu sein; sonst im Leben kümmern sie sich gar wenig um die Thorabraut.“ — „Ja, du hast gut reden, die Thora wird nicht alt, aber meine Tochter —.“

Ja, die Thora altert nicht, wenn sie auch so manchem als das alte, veraltete, überwundene Testament gilt. Als Symbol der ewigen Jugendfrische der hebräischen Bibel ist nun der Brauch zu fassen, am Thorafeste die letzten Abschnitte und gleich darauf den ersten Abschnitt des Fünfbuches vorzutragen. Unser altes Schrifttum ist unsterblich. So oft man an das Ende seines Wirkens in der Kulturgeschichte glaubt, fängt es seinen Siegeslauf von neuem an. Wie oft fürchtete Israel am Grabe der Lehre des Judentums zu stehen, und in Wirklichkeit stand es an ihrer Wiege! Unter dem Joche der egyptischen Tyrannen glaubten wohl die Israeliten, daß eine Zeit des völligen Verfalles hereingebrochen, daß die Lehre einem sicheren Ende entgegengehe — und doch vermochte diese Lehre ein Volk zur Freiheit zu erziehen und über die Staatskunst der Pharaonen zu triumphieren. Der Festdichter läßt daher Abraham, Isaak und Jakob, die Ahnherren unserer Ueberlieferung, teilnehmen am Feste der Thora. Die Urüberlieferungen unseres Stammes, die die Grundlage unserer Bibel bilden, haben schon in Egypten ihre Lebenszähigkeit gezeigt. Diese Macht des Lebens offenbarte sich in unserer ganzen Geschichte. Denn der Unsterblichkeit seiner Lehre verdankt Israel seine Fortexistenz in der Menschheit. Ohne Thora, kein Israel. Löscht die „ewige Lampe“ der Thora aus, und Israel ist nicht mehr. Das Thorastudium darf daher nicht unterbrochen werden, auf den Schluß der feierlichen Thoralektüre muß ein neuer Anfang folgen, sonst bricht die Neïlastunde unseres Stammes herein, naht das Ende unseres geschichtlichen Daseins. Denn unser altes Schrifttum ist die Rüstkammer, aus der wir Waffen holen im Kampfe des geschichtlichen Daseins. Unsere alte Litteratur, die den Inhalt unserer ruhmreichen Vergangenheit birgt, die Errungenschaften der Jahrtausende israelitischen Wirkens umfaßt, ist der Lebensquell, aus dem wir Wasser des Heils schöpfen sollen in unserer schwierigen Gegenwart, in der unterbrochen wird die jüdische Geistesarbeit, gehemmt und gedämmt werden die Lichtfluten der Thora.

Die Jetztzeit ist wahrlich eine viel zu lange Pause zwischen den Zeitläuften, in denen mit allem Eifer gepflegt wurden die Kulturschätze des Judentums, und den Zeiten, in denen, wie wir hoffen, die Sonne der Wissenschaft des Judentums umstrahlen wird das Haus Israel.

Auch in der Gegenwart feiert die Synagoge das Fest der Thora an dem dazu bestimmten Tage durch Psalmgesang, aber das Haus feiert die Lehre des Judentums nicht mittelst Thorastudiums. Auch in unseren Tagen gönnen sich viele den Luxus im Bethause den „Thorabräutigam“ zu spielen, aber in keiner Beziehung fühlen sie sich verpflichtet gegen diese erhabene Braut. Auch gegenwärtig werden Schluß und Anfang des Pentateuchs an ein und demselben Tage offiziell vorgelesen, aber dieser Akt, der die Kontinuität unserer Geistesgeschichte veranschaulichen und in uns das freudige Bewußtsein wecken soll, die Apostel der Thora, die Fackelträger des Gottesgedankens, die Kulturmissionare einer echten und rechten Sittlichkeit — in einem gewissen Sinne — ohne Unterbrechung zu sein, ist ein Vorwurf wegen unserer Vernachlässigung des höhern Religionsunterrichtes, eine Mahnung endlich von neuem die Bahn, die uns unsere Geschichte vorzeichnet, die Bahn unserer Lehre zu betreten.

Der Brauch am Tage der Thorafeier sowohl den Schluß als auch den Anfang der Bücher Mosis, sowohl den Abschnitt, der den letzten Segen und den Tod Moses behandelt, als auch den Abschnitt der Weltentstehung öffentlich vorzulesen, hat in der Gegenwart einen satyrischen Anstrich. Denn derselbe erinnert an die vielen modernen Juden, bei denen Lebensanfang und Lebensende die einzigen Momente bilden, in denen sie Juden sind. Bei diesen Juden von der Geburt und des Todes Gnaden einen sich thatsächlich Anfang und Ende. Bald nach ihrer Geburt werden sie in den Bekennerbund des Judentums aufgenommen, an den sie aber blos in den letzten Stunden ihres Lebens denken, und aus Furcht vor dem Fluche des Todes, der an ihre Thüre gepocht, des Segens der Religion sich erinnern. Womit kann man diesen traurigen Zuständen steuern? Der alte Hillel, der die Fähigkeit besaß, den Inhalt des Judentums lakonisch wiederzugeben, würde nicht viele Vorschläge zur Gesundung unserer religiösen Verhältnisse machen, sondern uns in aller Kürze und Bestimmtheit zurufen: Feiert das Fest der Thora täglich in Euern Häusern, befaßt Euch mit den Werken jüdischen Geistes, zeiget Euern Kindern, Brüdern und Schwestern die Größe jüdischer Ideen, die Erhabenheit jüdischer Ideale — und alles Uebrige wird sich von selbst finden.

Nichts anderes als dies verkündet das Fest der Gesetzesfreude. Wenn sich an demselben ein feierlicher Zug der angesehensten Männer, gewaffnet und geschmückt mit der Thora in der Rechten, durch die Synagoge bewegt, so bedeutet dieser Brauch, daß Israel seinen Siegeszug als Volk der Schrift fortsetzen solle im Dienste der Menschheit, im Dienste der Wahrheit. Wenn am Simchath Thora gewöhnlich alle Anwesenden in der Synagoge, ohne Unterschieds des Standes, des Ranges und des Alters zur Thora gerufen werden, so bedeudet diese herrliche Sitte, daß alle, ohne Ausnahme, nach Kräften beitragen mögen zur Errichtung eines allgemeinen, geistigen, idealen Lehrhauses in unserer Mitte, in unserem Geiste und in unserem Herzen! Am Vorabend der „Gesetzesfreude“ strömen unsere Kinder mit Fahnen in den Händen ins Gotteshaus als Zeichen, daß die Fahne des Judentums die Thora ist, daß diese Fahne den Kindern, der Jugend in die Hand gedrückt werden soll, damit sie sich für dieselbe begeistert, und für ihre Ehre kämpft! Als Inschrift der Fahnen der Gesetzesfreude, als Aufschrift der Fahne Israels würde ich die berühmte Bitte des Rabbi Jochanan vorschlagen: Gebet mir Jabneh und ihre Weisen! Als der

Zerstörer Jerusalems, Titus, dem Rabbi, dessen Bedeutung er zu würdigen wußte, das Versprechen gab, ihm einen Wunsch zu erfüllen, bat der weitsichtige Rabbi nicht um Verschonung des Tempels, sondern um die Erhaltung des Lehrhauses Jabneh, in der richtigen Erkenntnis, daß das Lehrhaus der Mittelpunkt, der Herzpunkt israelitischen Seins, das Ein und Alles des Judentums ist. Gebet mir Jabneh und ihre Weisen, ruft uns unser Fest, rufen uns die Thorarollen zu, die wir am Simchath Thora aus der heiligen Lade holen. Ihr Eltern, machet Euer Haus zu einem Jabneh. Ihr Reichen in Israel vernehmet an unserem Feste die Stimme, die da ruft: Sorget dafür, daß in all den Städten, die nicht in der Lage sind, aus eigenen Mitteln Religionsschulen zu errichten, mit Hilfe der jüdischen Allgemeinheit Altäre der Thora entstehen! Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Juden der Jetztzeit nicht schlimmer sein werden als der Römer Titus und mit Freuden gewähren werden die Bitte: „Wenn ihr uns auch alles raubt, den Tempel selbst in Trümmer werft, so laßt uns doch das Lehrhaus stehen“.

Feuilleton.

Nathanaja.

Novelle aus biblischer Zeit.
Von Dr. Karl Weil.

(Fortsetzung.)

Die Leviten:

„Ich will dich, Ewiger, erheben,
Daß du mich aus der Tiefe hast gezogen,
Daß meine Feinde sich nicht freuen über mich.
Die ihr ihn liebt, lobsingt dem Herrn,
Rühmet seinen heil'gen Namen!“

Die Opfernden:

„Die ihr ihn liebt, lobsingt dem Herrn,
Rühmet seinen heil'gen Namen!“

Die Leviten:

„Sein Zorn währt einen Augenblick,
Doch seine Huld für's Leben.
Des Abends kehrt das Weinen ein,
Des Morgens Jubelsang.
Mit Ehrfurcht sing' ich dir, o Gott,
Mein Lied, es endigt nie!
Drum dank' ich auch, o Herr, mein Gott,
Auf ewig, ewig dir!“

Die Opfernden:

„Wir danken dir, o Herr, o Gott,
Auf ewig, ewig dir!“

Die Leviten:

Uns'rer denk', o Ew'ger, segnend!
Segne, Gott, Israels Haus;
Segne deine heil'gen Priester,
Segne alle, die dich ehren!
Segne alle, groß und klein!
Mehre Euch Jehova alle,
Euch sowohl wie Eure Kinder.
Gesegnet seid Ihr dem Jehova,
Der Erd und Himmel schuf:
Die Toten preisen nicht den Herrn,
Nicht die zur Hölle fahren;
Wir aber, wir, wir preisen Jah,
Von jetzt an bis in Ewigkeit,
Hallelujah!

Da verhallte der erhabene Gesang, die Priester und die Leviten zogen sich zurück, die Posaune ertönte zum letzten Mal, ein Zeichen zum Aufbruch; da beugte sich alles Volk tief zur Erde und zog hinab nach Jerusalem, jeder Bürger mit den Freunden, die er gastfreundlich aufgenommen hatte, und so auch Nathanaja mit den Verwandten ihrer Mutter, die ein Benjamite aufgenommen hatte in sein Haus, sie und alle die Ihrigen . . .

Als des Morgens darauf die Sonne aufging und mit dem Purpur der Morgenröte die Anhöhe Zion umgab, so daß die stattliche Königsburg im Feuerschimmer glänzte, da gedachte Nathanaja ihres Wortes und machte sich rüstig auf. Sie wollte schnell mit eilendem Fuße vor den König treten, denn sie kannte den Brauch am Hofe des Königs nicht. Kaum hatte die Posaune das tägliche Morgenopfer verkündigt, kaum waren die Straßen lebendig, da schritt sie leichten Fußes dahin durch die Straßen der Tochter Zions (so wird der Teil der Stadt genannt, der zur Mitternachtsseite vom Berge Zion im Thale liegt), blickte aber dabei stets hin nach der Burg, damit sie bei der Menge der Straßen den rechten Weg nicht verfehlen möchte. Auch konnte sie sich nicht enthalten, bald hier bald dort ein wenig stehen zu bleiben, um in die blinkenden Laden zu schauen, durch welche man das Tummeln leichtlebiger Weiber mit wallendem Haar beobachten konnte; ja manche trugen sogar Diademe von kostbaren Steinen im Haare, von Schoham, Onyx, Saphir und Jaspis-Edelsteinen des fernen Hodus*), künstlich in Gold gefaßt. Ein leichter Schleier, Raal genannt, ließ die Schminke der Wangen und der Augenbrauen sehen, ein Schrecken für die fromme Nathanaja. So gingen sie daher mit steifem Nacken und lockten mit den Füßen; diese waren geziert mit Spangen von gediegenem Golde und mit klingenden Kettlein. Das Kleid war mit Flitter und Schnüren geziert, an goldenen Ketten trugen sie an dem entblößten Hals Balsambüchsen, gefüllt mit den kostbarsten Spezereien, die wohlduftend schon von ferne ihr Kommen verrieten. „Schön sind sie, das ist wahr,“ dachte Nathanaja, „und prachtvoll gekleidet, aber ich möchte doch nicht so einhergehen.“ Auch die Jünglinge dufteten von Salben und köstlichem Oele, und auch das wollte ihr nicht gefallen.

Schon hatte Nathanaja sich der Burg genähert, da fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie im Eifer für den armen Benoni, vergessen hatte, erst dem Herrn ihr Weniges darzubringen. Mit Mühe nur fand sie das Haus ihres Gastfreundes wieder, nahm ihre Täubchen und beschleunigte ihre Schritte dem Tempelberge zu, wandte sich dann schleunig, den entgegengesetzten Weg einschlagend, war bald am Eingange des Tempels, und ging durch die weitaufstehende eherne Pforte, von der geschrieben steht: dies ist die Pforte des Herrn, Gerechte gehen da hinein. Sie trat dann in den äußersten Vorhof und ging in die Thüre zur Rechten, die zur zweiten Gallerie führte, denn die erste war für die Fremden. Hoch gewölbt war die Halle, belegt mit köstlichem Holze der Zeder. Das Haus hatte hohe Fenster, von weißer durchsichtiger Masse, eine Erfindung kunstreicher Phönizier. Nathanaja sah durch die Fenster ins Heiligtum und starrte, geblendet von der Pracht. Das Heiligtum war mit gediegenem Golde belegt, nirgends ein Steinchen zu sehen. Da öffneten die Priester die Flügelthüren von Oelbaumholz, und sie sah den Dienst im Tempel. In heiligem Gewande stand der Hohe-

*) Hodu, Hindu, Indien.

priester am Altar, und es leuchteten die zwölf Steine des Brustschilds, der Sitz der heiligen Urim und Thummim; der Rauch des Opferaltars stieg hoch auf zum Herrn; andächtig diente der Priester heilige Schar, kein Laut ward gehört. Stille, die Nähe des Ewigen verkündend, lag auf dem Hause; tief im Hintergrunde erblickte man den Vorhang, der von dem Heiligen trennte das Allerheiligste, wo der Ewige auf den Flügeln der Cherubin thront. Nathanaja legte andächtig die Hände auf die Brust, kniete nieder, warf sich hin aufs Angesicht, und konnte doch nicht beten, denn sie zitterte, sie bebte ob der Nähe Gottes, wagte es nicht aufzuschauen, aber Thränen erleichterten ihr Herz. Schon waren die Opfer beendigt und die Priester hatten die heilige Kleidung abgelegt, und niemand blieb mehr im Hause, da gewahrte der Hohepriester das weinende Mädchen im Staube, nahte sich ihr und fragte sie mit liebreichen Worten: „Was ist Dir, meine Tochter?“ Sie aber antwortete, sich langsam aufrichtend: „Ich betrete heute zum ersten Male diese Schwelle.“ Er erwiderte: „Gott gewähre Dir deine Bitte, meine Tochter.“ Sie gab ihm die Tauben und sprach: „Ach Herr, es ist kein Priester mehr da, so bringe Du sie dar zum Opfer, Gesalbter Gottes.“ Er nahm sie von ihren Händen und fragte sie sanft lächelnd: „Für wen opferst Du sie denn, mein Kind, und was ist Dein Begehren vom Herrn?“ Nathanaja errötete tief und erwiderte schüchtern: „Ach Herr, zu gering ist ja die Rede Deiner Magd, als daß ich dem Gesalbten Gottes es erzählen sollte.“ Doch er erwiderte ernst: „Nicht doch, meine Tochter, nicht doch, bist Du doch eine Tochter aus Jehuda, und nur Gott ist Dein Herr, so wie der meine. Stehe auf, nicht ziemt es der freien Jungfrau im Staub zu liegen vor Menschen, sondern nur vor Gott allein.“ Und die sittige Jungfrau erwiderte dagegen: „Ich knie nicht vor Dir, sondern vor den Thummin auf Deinem Brustschilde.“ Sie erzählte ihm darauf alles, was sie nach Jerusalem geführt, und verhehlte auch nicht das Geringste, selbst nicht, wie der Jüngling sie errettet von dem reißenden Löwen und daß sie sich liebten. Doch jener ward ernster und sprach: „Tochter, Du scheinst gottesfürchtig zu sein, so höre, was zu Dir spricht der Priester Gottes. Hebe Dein Aug' nicht auf zu jenem Jüngling, wie trefflich er auch sein mag, denn ich glaube zu erraten, wer es ist. Dieser Mann ist nicht für Dich bestimmt, meine Tochter, denn er gehört zu den Gewaltigen in Israel.“ Das Mägdlein aber verbeugte sich tief vor dem Gesalbten Gottes und schwieg eine Zeit. „Ich muß eilen, den König zu sprechen,“ sagte sie hierauf, denn tief hatten sie die Worte des Priesters verwundet, „hoch steht schon die Sonne am Himmel.“ Da segnete sie der Priester und sie ging.

Jenseits schimmerte, stolz die Stirne bietend, die Davidsburg, das Haus des irdischen Herrschers. Bewundernd schritt Nathanaja über die Querschlucht auf der Marmorbrücke, einem Meisterwerke der Baukunst, nachdem sie die Vorterasse, den Versammlungsplatz der Gläubigen, verlassen. Vor ihr prangte in nie geträumter Pracht der Zedernpalast der Könige von Juda. Aber es rührte die Jungfrau nicht Glanz noch Pracht der irdischen Größe, denn sie kam aus dem Heiligtume des Thronenden in Israel. Nachdenkend wandelte sie dahin, als der Zuruf der Wächter sie aufschreckte und ein glänzender Zug an ihr vorüberzog. Mohren, mit bloßem Haupte als Kennzeichen der Sklaverei, zwei und zwei, ein jeglicher ein goldenes Becken mit kostbaren Gewürzen und seltenen Stoffen tragend, eröffneten die Reihen. Darauf folgten Pferde, die Zierde der Wildnis Arabiens, kostbar gezäumt, geführt von ausländisch gekleideten Männern. Begleitet von hellschmetternden Posaunen, kamen dann vier herrlich gekleidete Männer einher, von fremder Gestalt und Ansehen, und der Vornehmste trug ein Kissen von Goldstoff und darauf lag, mit Goldfäden sorgfältig umwunden, ein Brief, verschlossen mit königlichem Wappen. Die Krethi und Plethi, die treuen Leibwachen des Königs von Juda, stolz einherreitend auf schnellfüßigen Rossen, führten den glänzenden Zug in die Burg Davids ein.

(Schluß folgt.)

Apologeten des Judentums.

XI. Josef Albo und Isaak Anama.

Von Bezirksrabb. Dr. Friedländer, Pisek.

Als Josef Lorqui, der, wie bereits früher erwähnt wurde, seinen ehemaligen Lehrer Samuel Lewi wegen des Uebertritts heftig angegriffen, später, von dem ihm in Aussicht gestellten materiellen Vorteile geblendet, sich nicht entblödete, dem Beispiele seines von ihm getadelten Lehrers selber zu folgen und den Namen Geronimo de Santa fe anzunehmen, war er vor allem bemüht, den Papst Benedict XIII. (Pedro de Luna), dessen Leibarzt er war, zu veranlassen, im päpstlichen Palaste zu Tortosa, eine öffentliche Religionsdisputation zu veranstalten. Der Papst Benedict, der damals blos in Spanien noch als solcher gewürdigt wurde, außerhalb der Grenzen der pyrenäischen Halbinsel aber die Verachtung der Christenheit genoß, weil er auf dem Koncil von Pisa seiner mannigfachen Verbrechen wegen als Ketzer gebrandmarkt und seiner Würden verlustig erklärt wurde, war umsomehr geneigt, dem Rate seines Günstlings Geronimo Folge zu leisten, als er glaubte, durch Judenbekehrungen und Massentaufen sich große Verdienste um die Kirche erwerben, der ganzen Christenheit dadurch die Achtung und Anerkennung abgewinnen und seine Feinde alle unschädlich machen zu können.

Die angesehensten Rabbiner und jüdischen Gelehrten Aragoniens wurden am 1. Januar 1413 vom Papste mit Bewilligung des Königs Don Fernando eingeladen, in Tortosa zu erscheinen, um daselbst an den Disputationen teilzunehmen. Die hervorragendsten Gelehrten, wie Serachja ha Jizhori aus Saragossa, Josef Albo aus Mureal, Astruc Lewi aus Doroca u. a. m. haben sich eingefunden. Die Sitzungen, 69 an der Zahl, haben vom 7. Februar 1413 bis zum 12. November 1414 gedauert. Geronimo gab sich alle erdenkliche Mühe, um Jesu Messianität aus dem Talmud zu beweisen, was den anwesenden jüdischen Gelehrten zu widerlegen ein leichtes war. Als der Papst und Geronimo einsahen, daß die eingeladenen jüdischen Gelehrten unerschütterlich fest in ihrem Glauben verharrten und um keinen Preis in der Welt bekehrt werden können, gebrauchten sie andere Waffen, um das Judentum tötlich verwunden zu können. Geronimo richtete nämlich sein Geschoß in einer schriftlichen Abhandlung gegen den Talmud, den er als ein gefährliches verderblich wirkendes Werk, das falsche Begriffe von Gott, Irrlehren, die zur Skepsis, Unkeuschheit und Unsittlichkeit verleiten, enthält, bezeichnete und so das ganze Judentum an den Pranger zu stellen glaubte. „Der Talmud“, sagte er in dieser Abhandlung, „erlaube die Eltern zu schlagen, Gott zu lästern, Götzendienst zu üben“. Weil nämlich die talmudische Gesetzgebung die Sätze aufstellt: Wer seine Eltern schlägt, ohne ihnen eine Wunde beizubringen,

verfällt nicht der über dieses Verbrechen verhängten Todesstrafe; wer Gott bei einem anderen Namen als dem hebräischen Schem lästert, ist nichtstraffähig (aber jedenfalls betrachtet der Talmud diese Handlungen als Vergehen), daraus folgert Geronimo, die Lehre der Talmudisten sei die allerunsittlichste. Lügenhaft behauptete er ferner, daß der Talmud den Juden Eide zu brechen lehre, wenn sie dieselben im voraus am Versöhnungstage für ungiltig und als nicht geschehen erklärten. Eine skrupulöse Anordnung inbetreff der Eide und Gelöbnisse verwandelte er in eine Gewissenlosigkeit. Er folgerte hieraus, daß die Juden den von ihnen geleisteten Eid gegen Christen nicht halten. Ferner behauptete Geronimo, daß die Juden in ihren täglichen Gebeten die Christen verwünschen. Alles, was im Talmud feindseliges teils gegen Feinde, teils gegen apostatische Judenchristen ausgesprochen ist, das deutete Geronimo derart, daß es sich auf Christen bezöge; eine Fälschung, welche die schlimmsten Folgen hatte; denn die Judenfeinde schrieben und sprachen die tötlichsten Anschuldigungen ohne weiteres nach. (Grätz, Gesch. VIII S. 132.)

Diesem Treiben trat Josef Albo gemeinschaftlich mit Astruc entschieden entgegen, indem er eine gediegene Denkschrift in der 65. Sitzung überreichte, in der er alle von Geronimo vorgebrachten Beschuldigungen gegen den Talmud glänzend widerlegte. — Nichtsdestoweniger fuhr man feindlicherseits fort, die Juden durch Ausnahmsgesetze zu quälen und niederzudrücken.

Es ist doch sonderbar, daß gerade der Talmud, der die schönsten, herrlichsten, erhabensten, menschenbeglückenden Lehren der Tugend, Sittlichkeit, Moral und Humanität enthält, der jeden Haß und Groll, jede Rachgier und Verfolgungssucht, jeden Druck und jede Knechtschaft entschieden verpönt und perhorresciert und nur Freiheit, Nächstenliebe, Menschenverbrüderung lehrt und predigt, daß der Talmud, der betreffs der Humanität keinen konfessionellen Unterschied kennt, indem er ausdrücklich lehrt: „Der Israelite sei moralisch verpflichtet, die armen und dürftigen Heiden ebenso kräftig und liebevoll zu unterstützen, wie die Armen seiner Glaubensgenossen, die kranken Heiden zu besuchen, den dahingeschiedenen Heiden ebenso pietätsvoll die letzte Ehre zu erweisen, wie den heimgegangenen Stammesgenossen." (Gittin 61.) Ferner, daß das biblische Gebot: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, ohne Unterschied des Glaubens, des Ranges und des Standes" das wichtigste Grundprinzip der isr. Religion sei, von den Judenfeinden aller Zeiten als das Arsenal betrachtet wurde, aus dem sie ihre Waffen holen zu können glaubten, um den Stamm Juda zu vernichten!

Von den Lebensverhältnissen Josef Albo's, der in der beregten Affaire die hervorragendste Rolle gespielt, ist sonst nichts näheres bekannt. Dessenungeachtet wird sein Name heute mit Achtung genannt, da er sich durch seine litterarische Thätigkeit ein unzerstörbares Denkmal errichtet hatte.

Josef Albo, der ungefähr 1380 in Soria in Altkastilien das Licht der Welt erblickt hatte, gehörte zu den hervorragendsten Jüngern R. Chasdai Cresco's. Seiner eminenten Gelehrsamkeit wegen, die er sich auf dem Gebiete talmudischen, medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Litteratur erworben, wurde er von der Gemeinde Monreal in Noworra zum geistlichen Führer ernannt. Als jedoch infolge der bereits erwähnten Religionsdisputationen und der von Gironimo angewandten Mittel, dem Judentum den Garaus zu machen, thatsächlich viele der Schwachgläubigen dem Judentume den Rücken gekehrt, sah sich Albo veranlaßt, sein berühmtes Werk „Ikkarim" (Glaubenslehren) zu veröffentlichen, in welchem er auf die glänzendste und eklatanteste Weise die Angriffe der Apostaten zurückwies, sie ad absurdum führte. Die von Albo aufgestellten drei Grundlehren des Judentums bilden das wichtigste Thema dieses hochinteressanten, in einem populär-wissenschaftlichen Stil geschrieben und von rhetorischer Begabung zeugenden Werkes.

Bekanntlich hat der große Maimonides in seiner lehrreichen Erklärung zur Mischna Kol jisrael jesch lohem Chelek dreizehn Lehren aufgestellt, welche seiner Ansicht nach die Grundwahrheiten unserer Religion enthalten und daher als Glaubensartikel betrachtet werden dürfen. Diese maimonidische Ansicht wird aber von Albo in seinem „Ikkarim" auf das entschiedenste bekämpft. Als Glaubensartikel, wendet er gegen Maimonides ein, können wohl nur diejenigen Lehren der Religion aufgestellt werden, die das Fundament, die Grundlage des ganzen Religiosgebäudes ausmachen, mit welchem es steht und fällt; diejenigen Lehren, von deren Wahrheiten die Wahrheit der übrigen abhänt, sodaß, wenn jemand die eine oder die andere leugnet, er dadurch von selbst jede Satzung, jede Lehre, die Religion samt und sonders leugnet. Nun rechnet aber Maimonides zu den Glaubensartikeln gar viele, die wohl an und für sich sehr wichtige, bedeutungsvolle Lehren sind, jedoch nicht derart, daß von ihnen der ganze Glaube, unsere ganze Religion bedingt sei, diese können daher auch nicht mit dem Namen „Glaubensartikel" belegt werden. Nach einer weitläufigen Auseinandersetzung hebt nun Albo aus den dreizehn Grundlehren des Maimonides blos drei hervor, welche einzig und allein als Glaubensartikel anzusehen sind, und jeder aus dem Hause Israel zu beherzigen habe, wenn er ein treuer Anhänger des Judentums sein soll. So er aber den einen oder andern dieser drei Glaubensgrundsätze leugnet, sich dadurch von dem ganzen jüdischen Glauben lossagt. Diese drei Glaubensartikel sind: 1. Der Glaube an das Dasein eines einig-einzigen Gottes; 2. der Glaube an die göttliche Offenbarung am Sinai; 3. der Glaube an Gottes gerechtes Walten, daß Gott nämlich in seiner Erhabenheit seinen Blick auf die Handlungen der Menschen richtet, jede ihrer guten und edlen Handlungen belohnt, jedes ihrer Laster bestraft. Von dem Glauben an diese drei Lehren hängt unser ganzer Glaube ab! Denn leugnet jemand das Dasein Gottes, so kann er nimmermehr an die Offenbarung Gottes glauben, da ja nach seiner irrigen Meinung kein Gott existiere, der sich hätte offenbaren können. Glaubt er aber an das Dasein Gottes und leugnet die göttliche Offenbarung durch Moses, so fehlt ihm natürlich der ganze Glaube an Israels Religion und er steht außerhalb derselben. Erkennt er aber beide an, das Dasein Gottes und dessen Offenbarung durch Moses, so ist es drittens noch der Glaube an Gottes gerechte Weltregierung, an der er nicht im entferntesten zweifeln darf, weil sonst ihm der Glaube an die göttliche Offenbarung abhanden kommen würde. —

☞ Die nächste Nr. unsres Blattes wird an die geehrten Expeditions-Abonnenten unter Nachnahme gesandt.

Wir bitten, die Sendung anzunehmen.

Die Expedition.
Gr. Hamburgerstr. 21.

Verantwortlicher Redacteur. A. Levin in Berlin. Druck von E. Wertheim in Berlin.